A 000 676 556 4
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Friedrich Meinecke

Die deutsche Erhebung von 1914

Aufsätze und Vorträge

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Califor
egional
acility

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SAN DIEGO

UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SAN DIEGO

from the collection of

Professor Koppel S. Pinson

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SAN DIEGO
LA JOLLA, CALIFORNIA

Die deutsche Erhebung von 1914

Vorträge und Aufsätze
von
Friedrich Meinecke
ord. Professor an der Universität Berlin

11.—15. Auflage

1915

Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Der Herr Verfasser hat das Erträgnis des Buches
für die Kriegsfürsorge bestimmt

Alle Rechte, insbesondere das Uebersetzungsrecht, vorbehalten

Meinen Freunden und Schülern
im Felde zugeeignet

Inhalt

Seite

Die deutschen Erhebungen von 1813, 1848, 1870 und 1914 9

Politik und Kultur 39
(Süddeutsche Monatshefte, September 1914)

Um welche Güter kämpfen wir? 47
(Zuerst in der Breisgauer Zeitung vom 19. August 1914)

Deutscher Friede und deutscher Krieg 53
(Die Hilfe, Nr. 38 vom 17. September 1914)

Das Jahrhundert der allgemeinen Wehrpflicht . . . 57
(Nationalliberale Beiträge 1914, Nr. 17)

Wahrheit und Lüge 64
(Das neue Deutschland, 28. Oktober 1914)

Staatsgedanke und Nationalismus 74
(Die Hilfe, Nr. 42 vom 15. Oktober 1914)

Nationalismus und nationale Idee 84

Die deutschen K...
von 1813, 1848, 1870 u... ,14

Während wir uns mit unserer ganzen Volkskraft anstemmen müssen gegen Ost und West und unsere Söhne und Brüder in Not und Tod für uns ringen, hören wir durch alle Schauer des Mitgefühls ein Singen und Klingen in unserem Inneren. Wir erleben eine Erfüllung schwankender Hoffnungen und eine Lösung vieler banger Zweifel. Um uns und in uns spüren wir eine Zeit deutscher Erhebung, und von der Höhe, auf die wir getreten sind, blicken wir freien Auges auf die vorhergehenden Höhezeiten unseres nationalen Lebens, — dankbar und stolz zugleich. Denn wir würden hier nicht stehen, wenn uns nicht jene schon den Weg gewiesen hätten, und wir dürfen uns sagen, daß wir uns unserer Väter nicht unwert gezeigt haben. Mitten im furchtbarsten seit Menschengedenken geführten Kriege und eine Weltgegnerschaft vor sich, wie sie noch nie ein Staat zu bestehen hatte, erhebt sich das deutsche Volk zu seinem alten Glauben an den Sinn und die Vernunft der Menschheitsgeschichte, an den Sieg des Geistes über die rohe Gewalt, an den Sieg der Ideen, die in ihm wirken. Als Menschheitsvolk, wie einst das Deutschland Fichtes, führen wir diesen Kampf und lassen uns durch die wilde Verleumdung unserer Feinde und das Pharisäertum der Neutralen darin nicht beirren. Sie klagen uns an, daß wir abgefallen seien von den hohen Ideen des alten geistigen Deutschlands. Sie wollen sie uns, so versprechen sie, wiedergeben, indem sie uns und nebenher auch sich von dem Alpdruck des deutschen

Militarismus erlösen. Aber wir haben es näher zu ihnen und trauen uns ein besseres Urteil über die Zusammenhänge unserer Geschichte zu, wie sie. Wir sind auch, wenn wir unsere Zeit mit den Höhezeiten unserer Väter vergleichen, zu einer nüchternen Selbstkritik wohl imstande. Wahngebilde und Selbsttäuschungen können wir auf dem Wege zum Siege, den wir durchaus erkämpfen müssen, nicht gebrauchen. Zum Wesen unserer heutigen Erhebung gehört es gerade, daß wir unsere innere Beglückung nicht zum Rausche werden lassen und schlicht, scharf und klar alle Tagespflichten und voran die Pflicht zur Wahrheit zu erfüllen suchen.

Viermal in einem Jahrhundert hat das deutsche Volk eine nationale Erhebung großen Stiles erlebt: 1813, 1848, 1870 und heute. Jede von ihnen kann nur verstanden werden als Gipfelung einer lange sich vorbereitenden Bewegung, als Entfaltung schon vorhandener, allmählich gereifter Kräfte. Jede von ihnen hat, nahe gesehen, ihren ganz individuellen Charakter und steht doch zugleich wieder, in weiterem Zusammenhange betrachtet, in der Kontinuität des nationalen Lebens, — als selbständiger Ring und als Glied einer Kette zugleich. Nicht anders, wie jeder Einzelne von uns sich selbst heute fühlt, wenn er als höchste Steigerung seines eigenen Wesens es empfindet, in Reih und Glied seines bedrohten Volkes zu treten.

Denn Menschentum und Volkstum gehören zusammen. Das war die große Entdeckung, die wir unserer ersten Erhebungszeit verdanken. Es ging ihr voraus eine Entfaltung des reinen Menschentums von unvergleichlicher Größe. Wer von uns Nachkommen könnte sich rühmen, so keusch und unbedingt das Ziel des Lebens in der inneren Bildung und Vergeistigung der Persönlichkeit gesucht zu haben, wie unsere großen Dichter und Denker, die Schöpfer des Humanitätsideals. Ihnen konnte die Außenwelt in wesenlosen Schein versinken vor der schöpferischen Macht, die im Inneren des Menschen

wirkt. In den Anblick dieses heiligen Feuers versunken, übersahen sie lange das Ungewitter, das über Staat und Vaterland aufzog. Man hatte der Menschheit dienen wollen. Man hatte schon in diesem Dienste gelernt, daß die höchsten Güter der Menschheit zwar durch wunschlose Betrachtung erkannt, aber durch sittliche Tat geschaffen werden müssen, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Nun erkannte man, daß die Menschheit sich nirgends unmittelbarer als im eigenen Volkstum offenbart und daß dem schöpferischen Geiste keine herrlichere Aufgabe winken könne, als den zerstörten Körper dieses Volkstums neu und schöner wieder aufzubauen. Leben und sterben für die Nation hieß jetzt leben und sterben für die Menschheit und für den Gott, der in der Menschheit wirkt. Es war nur eine kleine Schicht der Nation, in der diese erhabenen Ueberzeugungen ganz klar und deutlich wurden, aber sie wurden mit der Macht eines dunklen Lebensinstinktes von der gesamten Nation empfunden. Als das Jahr 1813 kam, wurde Vaterlandsdienst zum Gottesdienst mit aller Glut und Innigkeit eines solchen, und den preußischen Staat, den Vorkämpfer des deutschen Vaterlandes, umgab eine vorher nie gekannte sittliche Weihe. Er hatte bisher das enge und mißtrauische Dasein eines mühsam emporgekommenen Militär- und Polizeistaates geführt. Aber nach der Katastrophe von 1806 erweiterte er es mächtig, indem er in seine Institutionen sowohl die neue Ethik des Humanitätsideals wie das neue Vaterlandsideal einströmen ließ und Raum gab für die Entfaltung großer von diesen Idealen getragener Männer. Es wimmelte mit einem Male von Talenten und Charakteren im Dienste des preußischen Staates, Staatsmännern wie Heerführern, Politikern wie Denkern. Die Energie der Stein, Scharnhorst und Gneisenau war es, die Preußen in den Befreiungskampf hinein und zu Sieg und Triumph empor riß. Treu, rührend folgsam und begeisterungsfähig waren die Scharen der Krieger, die ihnen folgten, —

aber politisch noch unreif. Die Abstände der Bildung und inneren Lebensauffassung waren noch zu groß zwischen den Hochnaturen der Führer und dem engbrüstig und philiströs aufgewachsenen Bürgertum. Das jung heranwachsende und schon mitkämpfende Geschlecht aber nahm die neuen Ideale von Volksstaat und Kulturstaat mit erfahrungsarmer Ueberschwenglichkeit und nicht ohne anmaßenden Radikalismus auf. Dadurch trieben sie den preußischen Staat nun wieder in seine frühere mißtrauische Engherzigkeit zurück. Er witterte in den Idealen der Jugend von Freiheit und Einheit Deutschlands und von Volkstümlichkeit des Staatslebens ein revolutionäres und demokratisches Element und drängte die Geister, die er 1813 gerufen, nach 1815 gewaltsam wieder zurück. Hätte Preußen schon den Ehrgeiz empfunden, Deutschland unter seiner Führung zu einigen, so hätte es diese Jugend um sich scharen können, und sie hätte in seinem Dienste ihre Ideale zur männlichen Reife entwickeln können. Der preußische Staat wäre vollends nationalisiert und das heranwachsende Geschlecht wahrhaft politisiert worden. So aber klaffte es nun in den folgenden Jahrzehnten zwischen den konservativ-reaktionären Gesinnungen Preußens und der übrigen deutschen Regierungen und der allmählich immer weitere Kreise ergreifenden liberalen und radikalen Bewegung. Wurden dort die Forderungen der Autorität überspannt, so hier die Forderungen der Freiheit und Einheit. Der altmonarchische deutsche Einzelstaat glaubte sich durch sie in seiner Existenz gefährdet. Es schien fast unmöglich, für Nation und Staat in Deutschland ein gemeinsames Haus zu bauen.

Und doch war schon ein Teil des Fundaments dafür gelegt in den Institutionen der preußischen Reformzeit. Allgemeine Wehrpflicht und Städteordnung zeigten, daß sich Idealismus und praktisches Staatsbedürfnis, Persönlichkeit und Einordnung in das Ganze, Freiheit und Autorität durchaus vereinigen lasse, zwar nicht ohne Spannungen miteinander

aber auch mit einer Kraftentwicklung, wie sie nur aus der Spannung starker Lebensmächte hervorgeht. Der preußische Staat blieb durch sie auch in der Zeit der Reaktion der innerlich lebendigste und kriegerisch mächtigste Staat Deutschlands. Aber er vergaß freilich, daß ihm die Aufgabe gewiesen war, weiter zu schreiten auf der Bahn zum nationalen Gemeinwesen. Nur dem nationalen Wirtschaftsleben vermochte er noch einen großen Dienst zu leisten durch die Gründung des Zollvereins, das Werk seines Beamtentums — eines sehr tüchtigen und gebildeten, aber immer auch bureaukratisch bevormundenden Beamtentums.

Unharmonisch und zwiespältig sah es im preußischen Staate und deutschen Volke nun aus. Die Nation fühlte sich ohnmächtig und gedrückt im Innern, ohnmächtig und mißachtet im Rate der Völker. Gewiß, sie hatte ihren Goethe und ihre Musik und ihre weltweite Wissenschaft, und man rühmte sie darum hier und da im Auslande, und ein interessierter Franzose reiste einmal nach Heilbronn, um den romantischen Geist Käthchens zu belauschen. Aber der Deutsche fühlte sich hamletartig zerrissen durch das Mißverhältnis zwischen der Ueberproduktion seines Geistes und der Untätigkeit seines Willens, von der er nicht wußte, ob sie erzwungen oder selbstverschuldet war. Wie schief stand nun auch oft poetische Innerlichkeit neben spießbürgerlicher Enge und politischer Gleichgültigkeit, und wiederum in anderen Kreisen politische Sehnsucht neben politischer Phrase und Unerfahrenheit. Die großen Gedankengebilde des deutschen Idealismus aber, aus denen einst die geistigste Kraft der Erhebung von 1813 geflossen war, schienen um die Mitte des Jahrhunderts in voller Zersetzung zu sein. In einer Zeit reiner geistiger Sammlung entstanden, gaben sie einem politisch und sozial unzufriedenen und erregten Geschlecht keinen Trost und auf die Probleme des modernen Lebens, die Verfassungskämpfe und die schon sich anmeldenden wirtschaftlichen Klassenkämpfe, keine Antwort. Der

neue Realismus verachtete sie als blutlose Metaphysik, war aber im Grunde noch überall durchwachsen vom alten staatsfremden Idealismus. Der alte Staat, den man vor sich hatte, der Staat der Polizei, der „vertierten Soldateska", des Adels- und Beamtenhochmuts und des salbungsvollen Pietismus, schien wert, daß er zugrunde gehe. Ueber den neuen Staat aber, der an seine Stelle treten sollte, gingen die Meinungen und Hoffnungen bunt durcheinander. Bald sollte er in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit den Polen und Franzosen die Hand entgegenstrecken, bald die Größe und Macht des mittelalterlichen Kaiserreichs erneuern. Bald sollte er auf den Trümmern aller deutschen Einzelstaaten und Dynastien erwachsen, bald gönnte man diesen ein zwitterhaft abhängiges Dasein unter einem Kaisertum, dessen Träger wieder heute hier und morgen dort gesucht wurde. Aber allen diesen schillernden Irrtümern lag die Wahrheit zugrunde, daß ein geistvolles, mutiges, arbeitsames und lebensfreudiges Volk neuer, großer Daseinsformen bedurfte, um sich dehnen und recken zu können. Niemals sind politische Wahrheiten und politische Torheiten in den Zielen eigentlich aller Parteien intensiver miteinander gemischt gewesen als in den Jahren der deutschen Revolution 1848 und 1849. Die Liberalen und Demokraten verkannten die lebendigen Kräfte, die immer noch im deutschen Einzelstaate steckten, und die Macht der partikularistischen Gesinnungen, die immer auch noch in den Massen lebten. Sie verkannten vor allem den unersetzlichen politischen Wert des festgefügten preußischen Staatsorganismus, der durch sein starkes Heer die einzige sichere Bürgschaft für Deutschlands nationale Unabhängigkeit im Ganzen war. Dafür verkannten wieder die preußischen Konservativen, daß dieses Heer nicht nur durch preußische Zucht, sondern auch durch deutsches Ethos und nationale Idee so stark geworden war und daß Preußens Macht nur wachsen könne, wenn es sich entschließe, vollends hineinzuwachsen in den deutschen Geist und die

nationale Idee. Sie mißachteten schließlich auch das gerechte Freiheitsbedürfnis des Bürgertums und der Massen und waren kindlich genug, den Strom der sozialen Entwicklung zu seinen feudalen Ursprüngen zurückdrängen zu wollen.

So ging die deutsche Bewegung von 1848 von vornherein von argen Verblendungen und Vorurteilen hüben und drüben aus. Es war zu viel von unreifem Volkswillen, zu wenig von großem Staatswillen in ihr. Sie hatte viel von den Leidenschaften und Ungerechtigkeiten eines Bürgerkrieges an sich. Der rückschauende Nachkomme kann sich schwer entschließen, ein Herz für sie zu fassen. Er schilt entweder auf die unselige Revolution oder ballt die Faust über die Vereitlung edelster Hoffnungen. Und doch dürfen wir sie im Zusammenhange unserer nationalen Geschichte als eine zwar zu tragischem Scheitern verurteilte, aber wahre und echte Erhebung des deutschen Volkes ehren. Das Echteste und Eigenste an ihr war der heiße Drang, das Schicksal Deutschlands in eigene Hand zu nehmen und selbsttätig zu bestimmen, und wie sehr auch die demokratischen Freiheitsforderungen zuweilen alle übrigen zu übertönen schienen, so war es doch zur größeren Hälfte, wie Dahlmann es damals aussprach, die Macht, die lang und schmerzlich entbehrte, nach der es den Deutschen verlangte. Er wollte endlich handeln in der Welt. Von all den vielen Forderungen des Jahres 1848 fanden keine so weiten Widerhall wie die beiden Forderungen einer deutschen Kriegsflotte und eines deutschen Kaisertums. Als die Glocken der Stadt Frankfurt am 28. März 1849 die Wahl König Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser verkündeten, war es der Sinn dieser Wahl, daß Deutschland mächtig werden sollte durch ein in ihm aufgehendes Preußen. Wieder floß wohl dabei die Erwartung, daß Preußen sein Eigenleben ganz opfern würde, aus den Irrtümern des damaligen Geschlechtes. Aber auch diejenigen, die ihm dies zumuteten, opferten viele ihrer bekannten Lieblingsüberzeugungen, als sie der Wahl zu-

ſtimmten. Sie opferten das minder Weſentliche, um das Höhere zu gewinnen. Dazu imſtande zu ſein, iſt das Geheimnis der Realpolitik aller Zeiten und die erſte und letzte Forderung aller nationalen Ethik. Opfere, um zu gewinnen — ſtirb und werde! Noch immer empfand das deutſche Volk, wenn es in ſtaatliche Dinge eingreifen wollte, jünglingshaft ſtürmiſch, noch immer entſprach der Fülle und Wärme der Empfindungen nicht die Klarheit der Erkenntnis und Einheit der Willensrichtung. Aber die Zeichen männlicher Reife mehrten ſich. Die deutſche Reichsverfaſſung vom 28. März 1849 mit ihrem Erbkaiſertum, mit ihrer Zuſammenfaſſung militäriſcher und finanzieller Kraft in der Hand der Reichsregierung, mit ihrem, wenn auch noch unvollkommenen Verſuche, auch das Lebensrecht der Einzelſtaaten anzuerkennen, und vor allem mit ihrem Grundgedanken, Freiheit und Würde dem einzelnen Reichsbürger und Macht dem Ganzen zu geben, — war ein gewaltiger Schritt nach vorwärts im Leben der Nation. Der Abſtand zwiſchen Führern und Maſſen war nicht mehr ſo groß, wie in der Erhebung von 1813. Freilich war mit dieſem Emporſteigen der Maſſen zu bewußterem politiſchen Wollen ein Verluſt an Originalität in den Reihen der führenden Perſönlichkeiten verbunden. Die Dahlmann, Gagern und Radowitz hielten den Vergleich nicht aus mit den Stein, Scharnhorſt und Gneiſenau; ſie hätten es ſelbſt in edler Beſcheidenheit zugegeben. In vielem jedoch durften ſie ſich als ihre Jünger und Willensvollſtrecker anſehen.

Noch einmal aber ſollte die Zeit kommen, wo nicht die Vielen, ſondern die Wenigen den Genius der Nation repräſentierten und den Weg für die Volksgenoſſen zu bahnen hatten. Es war zuerſt, als ob man in ſcharfer Wendung wieder zurück müßte von allem bisher Erſtrebten, und man verfolgte zuerſt nur mißtrauiſch und verbittert den Gewaltmenſchen, der über Felſen und Abgründe den neuen Weg für Deutſchland ſuchte. Aber als er uns emporgeriſſen hatte, fiel

uns die Binde vom Auge. So und nicht anders, erkannten wir nun, war das Ziel unserer Sehnsucht zu erreichen; so und nicht anders konnten die Lebensmächte unserer Geschichte aus ihren wirren Verknotungen gelöst werden. Preußen und Deutschland, Einzelstaat und Nation, Konservativ und Liberal hatten sich bisher aneinander wund gerieben. Bismarck hat zwar nicht alle diese Wunden heilen wollen und können, aber er hat unserer Brust den Atemraum und unserer Hand den freien Gebrauch des Schwertes zurückgegeben durch seine Lösung der deutschen Frage. Um sie zu lösen, mußte er aus der Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts stark zurückgreifen in ältere, einfachere, massivere Zeiten. Nicht an Stein, wie die Männer der Frankfurter Nationalversammlung, sondern an Friedrich den Großen knüpfte er als Staatsmann an, und als Deutscher schlechtweg sogar an noch ältere Epochen, denn sein deutsches Nationalgefühl war das heroische Gefühl des Volksepos. Friderizianisch aber war sein bewußtes Handeln, dessen erster und nächster Zweck nur sein sollte, dem preußischen Staate die ihm gebührende Machtstellung zu erkämpfen. Friderizianischer als bisher war schon das Instrument für diesen Machtkampf, das preußische Heer, geworden durch die Reorganisation Kaiser Wilhelms und Roons. Die volkstümlich-bürgerlichen Elemente, die ihm bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Scharnhorst und Boyen zugeführt waren, wurden ihm zwar nicht ganz genommen, aber zurückgedrängt, und das aristokratische Berufsoffizierkorps bestimmte wieder in erster Linie den Geist des Heeres. Konservative, dem altpreußischen Wesen zugute kommende Wirkungen gingen allenthalben, hier früher, dort später, von Bismarcks Werke aus. Und doch konnte es, wie seine weitsichtige und vorurteilslose Realpolitik schon früh erkannte, nur gelingen, wenn auch die nationalen und liberalen Kräfte des neuen Deutschlands zu Hilfe gerufen wurden. Sie kamen dabei nie zur Vorherrschaft, aber sie mußten befriedigt werden und

wurden auch durch Reichsverfassung, Reichstagswahlrecht und liberale Gesetzgebung seit 1867 in nicht geringem Maße befriedigt. Aehnlich gelang es ihm mit den partikularistischen Gewalten. Sie wurden gebeugt durch 1866 und dann wieder aufgerichtet und gestützt durch die Stellung, die er ihnen im Bundesrate gab, und sie halfen dann in dieser Stellung fortan selbst das Reich mit stützen. Ueberall regierte so der gewaltige und überlegene Wille eines genialen Baumeisters. Und das deutsche Volk mit seinen Fürsten war groß genug, seine Größe zu erkennen und ihm, als der Waffenruf des Jahres 1870 erscholl, in freudiger Unterordnung zu folgen. Darin also besteht der eigentümliche Charakter der Erhebung von 1870. Ein bis dahin mißleitetes und bei eigenem Suchen irrendes und strauchelndes Volk fand den Moses, der es aus der Wüste führte, und schlug mit auflodernden Heldenmute die Schlachten, die er für nötig hielt. Ein energischer Staatswille erfüllte die Sehnsucht des Volkswillens und vermochte ihn dadurch zu gewaltigster Leistung zu entflammen.

Aber die Achtundvierziger klagten, daß zu viel des Staatswillens und zu wenig des Volkswillens dabei im Spiele sei. Ihr einstiger Gedanke eines überall selbsttätigen und frei sich bestimmenden Volkes war nun in den Hintergrund gedrängt. Und Bismarck stieß überhaupt beiseite, was seinen Weg störte. Die linksliberalen Hüter der achtundvierziger Tradition mußten es ebenso erfahren, wie die neuen Massenparteien der Klerikalen im Kulturkampfe und der Sozialdemokraten nach den Attentaten von 1878. Es kamen dadurch neue Risse in das politische Leben der Nation, und der alte Riß zwischen den altpreußischen Konservativen und dem liberalen Bürgertume konnte durch die gemeinsamen Güter des nationalen Staates, die Bismarck ihnen gegeben hatte, immer noch nicht ganz überbrückt werden. Der schwache Punkt in der Erhebung von 1870 trat hervor. Das eigene Verdienst der Nation an ihr war — wir fürchten nicht mißverstanden zu

werden — zu gering gewesen, sie war zu sehr nur Werkzeug in der Hand eines Mächtigen gewesen. Sie mußte es werden, weil ihre eigene Reife und Kraft nicht ausgereicht hatte, — aber zur vollen Reife und Kraft gelangt man nur durch Selbsttätigkeit. Die alten Sünden und Fehler des verbitterten Parteihasses, nun sich steigernd zu Klassenhaß und konfessionellem Haß, konnten gerade von dem Staatsmanne, der sie am zornigsten empfand, nicht innerlich überwunden werden. Hier versagte die Kraft des reinen Machtwillens, die ihm zu Gebote stand. Es versagte aber auch die geistige Kraft jener Zeit an dieser Aufgabe. Der alte Doktrinarismus zwar, der Glaube an den alleinseligmachenden Wert bestimmter Parteidogmen und bestimmter Weltanschauungen, schmolz zusammen. Nicht mehr Ideen, sondern Interessen begannen das Leben der Parteien zu bestimmen, und Willensstärke und Wirklichkeitssinn stiegen, durch Bismarcks Vorbild mächtig gefördert, hoch im Werte. Aber das weitere Vorbild, das er gab, diese Kräfte in den verzehrenden Dienst des Staates und damit desjenigen Interesses zu stellen, das zugleich lebendigste Idee war, wurde nicht in gleichem Maße befolgt. Gröbere Züge materieller und egoistischer Art begannen das geistige und politische Leben der Nation seit 1870 zu verunstalten. In Kunst, Literatur und Wissenschaft führten wohl einzelne große Köpfe, zum Teil in spröder Isolierung, die Höhenlinien der deutschen Kultur weiter, aber im Vordergrunde konnte sich ein flaches, formal gewandtes Epigonentum breit machen. Wir denken mit Beschämung heute zurück an den ordinären Rausch der Gründerzeit, an den ahnungslosen Uebermut, mit dem ein trivialer Liberalismus den Kulturkampf führte, an so mancherlei Kurzsichtigkeit und Hartherzigkeit, mit der man den freilich oft maßlos roh sich äußernden Ansprüchen des vierten Standes begegnete; und nicht in letzter Linie trauern wir über den ästhetischen Stumpfsinn, mit dem man es ertrug, daß das alte, liebe, bescheiden-feine Deutschland unserer Jugendzeit, der

stille Reiz unserer alten Städte, Gärten und Hausgeräte dem billigen Putze der Massenindustrie und des Massengeschmackes zum Opfer fielen. Wohl alle, die wir in jenen Zeiten groß wurden, haben an diesen Sünden einer sozialen und geistigen Unkultur den oder jenen Anteil gehabt. Wir haben sie auch bis zur heutigen Stunde nicht ganz überwunden, aber sie sind den Besseren der Nation schließlich zum Bewußtsein gekommen, und man hat sie nicht nur zu tadeln, sondern auch geschichtlich zu verstehen und dadurch erst zu überwinden begonnen. Wir machen uns heute klar, daß alles, was wir vor und nach 1870 erlebten, in sich zusammenhing: Uebergang vom spekulativen Denken zum realistischen Wollen, von der Klein- und Vielstaaterei zum Großstaate, vom Agrarstaate und handwerksmäßigen Kleinbetriebe zum Industriestaate und Großbetriebe. Insbesondere erfolgte der politische und wirtschaftliche Uebergang so rapide, daß dadurch eine Menge von Fäden der Tradition, des Urteils und Geschmackes zerrissen wurden, die dem ancien régime unserer Kultur organische Einheit, Feinheit und Glanz gegeben hatten. Der Deutsche war in Gefahr, ein Stück seiner Vergangenheit zu verlieren und als Parvenü wieder anzufangen. Man stellte wohl Goethe und Schiller in schlecht gedruckten, goldglänzenden Neuausgaben noch in den Bücherschrank, aber die Lebenstiefen unserer großen Dichter und Denker versanken in Dämmerung, während man in den philologischen Seminaren ihre Reimtechnik und ihre Liebschaften studierte. Kopfschüttelnd sahen wir jungen Studenten auf die wunderlichen, himmelragenden Systeme der Metaphysik, die Fichte, Schelling und Hegel aufgetürmt hatten. Wir wußten nichts mit ihnen anzufangen, denn eine nüchtern gehandhabte Erkenntniskritik stimmte uns skeptisch gegen alle Versuche einer umfassenden geistigen Deutung des Weltinhalts. Sammlung und Kritik der Tatsachen und Quellen schien uns die sicherste, zuweilen fast die einzige Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu sein. Es war eine trockene

und dünne Atmosphäre, die uns in den achtziger Jahren vielfach umgab.

Und doch schlug unser Herz höher, wenn wir den alten Kaiser in seinem Eckfenster sahen, wenn wir Bismarck im Reichstage hörten und Moltke im Tiergarten begegneten. Ihre Zugehörigkeit zu unserer Welt war so selbstverständlich, wie unsere Meinung, daß Deutschland in jedem Augenblicke, wenn es herausgefordert würde, den Siegeslauf von 1870 wieder antreten würde. Es fehlte uns auch nicht an neuen politischen Idealen, mit denen wir über die bloße Behauptung des 1870 Errungenen hinauszukommen suchten. Wir jubelten unseren Altersgenossen Karl Peters, Jühlke und Graf Pfeil zu, als sie mit kühnem Zugreifen uns ein Stück von Afrika gewannen, und malten uns mit romantischer Stimmung aus, wie nun neue deutsche Pflanzerstaaten dort erblühen würden. Noch innerlicher vielleicht ergriff uns die kaiserliche Botschaft von 1881 und die hohe sittliche Aufgabe für Staat und Gesellschaft, die sie stellte. Uns hob das Gefühl, daß gerade das Deutsche Reich berufen sein sollte, der Sozialreform die Bahn zu brechen. Daß die Sozialdemokratie gleichzeitig unter einer polizeilichen Ausnahmegesetzgebung leben mußte, hielten wir für völlig gerechtfertigt durch ihre revolutionäre und antinationale Haltung. Für einen großen Teil des heranwachsenden Geschlechtes gab es in den achtziger Jahren nur eine mögliche Partei: die Partei Bismarck. Er ragte über alles um Haupteslänge empor. Wir hatten lange Zeit eine fast dogmatische Zuversicht zu allen Wegen der äußeren wie inneren Politik, die er uns wies, und eine fast moralische Abneigung gegen jeden, der diese Wege ihm kreuzte.

Aber wir hörten schon aus den Reihen unserer Altersgenossen merkwürdige Stimmen, die einer anderen Welt entstammten. Sie rühmten uns Zola, Ibsen und Björnson, bald auch schon Nietzsche als die Führer zur Wahrheit des Lebens, sie zeigten offene oder versteckte Sympathien mit der unterdrückten Sozial-

demokratie und behandelten die von uns hochgehaltenen politischen und nationalen Ideale gleichgültig oder respektlos. Das war die Generation der Literaturstürmer von 1890, der Naturalisten, der neuen Uebermenschen, denen der Staat nur das kalte Ungeheuer und der Todfeind des freien Subjekts war. Auch wir wollten frei sein und Persönlichkeit werden, aber unsere historische und ethische Empfindung sah immer zugleich auch in den Lebensmächten des Staates und der Nation unersetzliche Werte und sah es als das große, nie ganz zu lösende, aber immer zur Lösung reizende Problem des Lebens an, frei und souverän zu bleiben im Dienste der objektiven Lebensordnungen. Aber auch uns konnte dabei zuweilen der Zweifel berühren, ob nicht unsere politischen Ideale in Gefahr stünden, etwas konventionell zu werden.

Es waren wunderliche Misch- und Uebergangsjahre seit 1890. Mit einem Male schien auch im Staatsleben ein Drang nach neuen Wegen zu erwachen. Der junge Herrscher träumte von sozialer Versöhnung durch eine kühner und radikaler eingreifende Sozialgesetzgebung, durchfurchte die Meere und begann von Zielen zu reden, die auf dem Wasser und jenseits der Meere lägen. Dazwischen klang Warnung und Kritik des alten Helden im Sachsenwalde, und bis zuletzt durfte er auf Gehör und Zustimmung großer und einflußreicher Schichten der Nation rechnen. Die soziale Versöhnung wurde trotz Aufhebung des Sozialistengesetzes nicht erreicht, im Gegenteil schien die Verbitterung des Klassenkampfes um die Wende des neuen Jahrhunderts noch schärfer zu werden. Andere soziale und wirtschaftliche Interessengruppen begannen dem Beispiel der straffen Organisation, das die Sozialdemokratie gab, zu folgen und rücksichtslos sich durchzusetzen. Die Literaturrevolution von 1890 schien gegen Ende des Jahrhunderts wieder abzuflauen in einem dekadenten Aesthetentum. Und ging es mit der Nation im ganzen wirklich voran? Eine etwas unruhig flackernde Auslandspolitik griff wohl hier und da zu, und

unser Kolonialbesitz gewann in der Südsee und in Kiautschou neuen, aber verstreuten Zuwachs. Etwas Volles und Rundes war es immer noch nicht.

Dabei fühlten wir alle, daß wir unwiderstehlich, wie der Keim aus der Erde drängt, hinauswuchsen aus dem Dasein einer kontinentalen, saturierten Großmacht. Bisher hatten wir uns dadurch in ihm halten können, daß wir den Ueberschuß unserer Bevölkerung an die überseeischen Auswanderungsgebiete abgaben. Jetzt ließ die Auswanderung fast von Jahr zu Jahr nach, weil wir im eigenen Lande die wachsende Bevölkerung zu ernähren vermochten durch eine Industrie, die mehr und mehr für den Export arbeitete. Dafür gingen unsere jungen Kaufleute und Techniker auf kürzere oder längere Zeit in das Ausland und wurden, da sie den Kontakt mit der Heimat nicht mehr zu verlieren brauchten, die Pioniere unserer Ausbreitung. Während wir im eigenen Lande menschenreicher und wirtschaftlich stärker wurden, begann die Welt unser Feld zu werden. Der Ausländer, stutzig geworden durch unsere Erfolge, forschte nach den Ursachen. Er fand mit Erstaunen, daß der deutsche Industriearbeiter gleichzeitig ein unzufriedener Sozialdemokrat und ein pünktlicher und genauer Erfüller seiner Tagespflicht sein konnte. Diese Disziplin und Einordnung in eine große Organisation hatte er sichtlich im Heeresdienste gelernt. Sie kam nun sowohl dem Aufschwunge seiner eigenen Klassenpartei wie dem Aufschwunge der deutschen Industrie zustatten. Und wie man an ihm auch den Einfluß der Volksschule, so konnte man am Kaufmann und Ingenieur die Wirkung eines reich organisierten und gepflegten höheren Unterrichtswesens bemerken. Da kam nun ein neues Schlagwort im Auslande auf. Die Deutschen, hieß es jetzt, sind das Volk der Organisation und der Methode, des Respektes vor der Autorität und des Drilles. Was sie leisten, leisten sie durch sie. Sie sind nicht etwa begabter und kultivierter als wir, die Vertreter der älteren, vornehmeren westeuropäischen

Zivilisation, sondern sie verstehen es, durch ihren Drill den Durchschnitt zu heben, die Mittelmäßigkeit leistungsfähig zu machen. Aber sie sind deswegen ein unfreies Volk, sie sind das Volk der Kaserne und der Schule. Auch ihre Wissenschaft, auf die sie so stolz sind, ist nicht die Frucht des Genies, sondern der geduldigen Methode. Ihrer Kunst fehlt es an Geschmack, und ihrem äußeren Auftreten erst recht. Sie waren früher einmal, setzten andere wohl hinzu, gebildeter und geistreicher, als sie noch Goethe und Beethoven unter sich hatten; aber das Volk der Dichter und Denker ist seit 1870 zum Volke der Unteroffiziere und Kommis geworden; Preußen hat Deutschland erobert und vergröbert.

Das war die Antwort des Auslandes auf unseren wirtschaftlichen Aufschwung und auf die ersten Regungen unseres überseeischen Ehrgeizes. Da man unsere wirtschaftliche und politische Stärke fühlte, mußte man uns moralisch herabzudrücken versuchen im Ansehen der Welt. Wir sahen wohl, daß man uns nicht verstehen wollte, aber wir waren nicht taub gegen die Teilchen von Recht, die in der an uns geübten Kritik stecken konnten, denn die Nachdenklichen unter uns bewegte auch schon längst die Frage, ob wir, indem wir äußere Güter gewannen, nicht innere Güter verloren haben. Drohte nicht unser Erwerbs- und Machtsinn die feineren Eigenschaften zu zerstören, aus denen einst unsere große Kultur hervorging? Haben wir wirklich die Gründerzeit, auf die wir so schalten, ganz überwunden? Kann die geniale Produktivität, die einst den deutschen Geist zur Sternenhöhe führte, gedeihen bei der allgemeinen Reglementiererei? Ein tief nachdenkender Kulturphilosoph, Emil Hammacher, hat in einem kurz vor dem Kriege erschienenen Buche diese Frage scharf verneint. Die Erziehung, klagt er, ist unser Despot, sie schafft eine Masse brauchbarer Durchschnittstalente, aber das geniale Individuum wird entweder von der Masse erdrückt oder, wenn es sich mit Erfolg wehrt, vom Volksganzen abgetrennt, dem damit die Quellen

der Kraft versiegen. Diese Kritik will zwar nicht allein die deutsche, sondern die moderne Kultur überhaupt treffen, aber ihre trüben Zweifel stammen natürlich aus der Erfahrung des eigenen Volkslebens.

Die endgültige Antwort auf sie kann unsere Zeit nicht geben. Unsere Nachkommen werden Auf- oder Niedergang unseres Volkstums und unserer Kultur freier überblicken können als wir, die wir mitten im Kampfe gegen äußere und innere Gefahren stehen. Dafür blicken wir unmittelbarer wie sie in uns selbst hinein; wir *erleben* das, was wir über uns denken. Wir fühlen voran die ungeheure Verantwortung unseres Kampfes, denn um Sein oder Nichtsein wird er geführt und wird das Schicksal unserer Nachkommen auf Jahrhunderte vielleicht bestimmen. Diese Verantwortung wird, wie wir hoffen, auch das Urteil schärfen, das wir über uns und unsere Stellung in der Reihe der deutschen Erhebungen jetzt abgeben wollen. Wie unser Krieg auf das Ganze unserer Existenz geht, so wird auch unsere Selbstprüfung auf das Ganze unserer Leistung gehen. Alle bisher verfolgten Fäden unserer Betrachtung müssen jetzt zusammengebunden werden.

Unwillkürlich geht unser vergleichender Blick zuerst auf die Erhebung von 1870 zurück, die uns am nächsten liegt. Wir haben keinen Bismarck und keinen Moltke unter uns, so sagten wir uns in den ersten Tagen des Krieges nicht ohne Sorge. Wird vielleicht damit die Meinung bestätigt, daß unsere Zeit zwar den Talenten, aber nicht dem Genie günstig sei? Wir antworten entschlossen, daß wir diese Frage heute nicht beantworten *wollen*. Wir wollen aber dafür ein anderes — wir wollen heute *ohne* Bismarck und Moltke siegen. Unsere Führer, deren Persönlichkeiten sich erst nach und nach uns entschleiern, deren Innerstes und Bestes wir jetzt noch kaum kennen, haben alle den Ehrgeiz, in ihren Leistungen den großen Heroen von 1870 so nahe wie möglich zu kommen, aber sie haben nicht den Ehrgeiz, vor vollbrachter Leistung

als große Männer sich feiern zu lassen. Der Kaiser und der Reichskanzler haben, das darf man schon jetzt sagen, die weltgeschichtliche Aufgabe, die ihnen zufiel, mit großer Seele und fester Hand auf sich genommen. Dem Befreier Ostpreußens ist der Lorbeerkranz mit Recht schon gereicht worden. Wir meinen, auch unter den Führern, die in Lothringen und Nordfrankreich den ehernen Ring unserer Millionenheere zusammenhalten und die belgischen Festungen überwältigt haben, steigen schon Erscheinungen vom Schlage des Eisenkopfes Yorck v. Wartenburg und des hochgebildeten Strategen Goeben auf. Und wenn wir an U 9 und den Kreuzer Emden denken mit ihren jungen, lebensfreudigen und todverachtenden Helden und an die Männer, die bis zum bitteren Ende getreu Tsingtau verteidigten, so jubelt es in uns über diesen mit Kraft des Geistes gepaarten Heroismus, der sich hier so selbstverständlich entfaltete, weil Zeit und Ort es forderten, und der sich tausend- und abertausendfältig entfaltet in dem unübersehbaren Ringen unserer Heere im Osten und Westen. Wer will angesichts der gewaltigen Leistungen, die jedem einzelnen Mitkämpfer zugemutet werden, jetzt noch von durchschnittlicher Brauchbarkeit, von geduldiger Methode und von Erdrückung des bedeutenden Individuums durch Drill und Masse reden. Mochte man der Friedensarbeit unseres Volkes diese Zensur schreiben — der Krieg hat ein schlichtes Heldentum unzähliger Volksgenossen an den Tag gebracht, das solcher Zensur spottet. Allerdings erfordert dieser Krieg etwas andere Wertmaßstäbe als frühere Kriege. Wie es fast keine individuellen, nach Tag und Ort genau abzugrenzenden Schlachten mehr gibt und die einzelnen Kämpfe wie die Wogen eines unendlichen Meeres aufeinander folgen, so auch die Leistungen der einzelnen Individuen. Hier und da zirkeln sie sich einmal deutlicher ab, aber nicht immer deswegen, weil sie schlechthin die übrigen überragen, sondern weil ein glücklicher Sonnenstrahl sie heller beleuchtet. In den Anfängen des modernen

Individualismus zur Zeit der Renaissance wurde Heldentum erstrebt, weil es persönlichen Glanz und Ruhm und Emporhebung über die Masse bedeutete. Heute bilden die Träger des eisernen Kreuzes nur eine Minderheit derer, die es zu tragen verdienten. Sie gelten uns heute als die Repräsentanten eines allgemeinen Heldentums, das Hunderttausende unseres Volkes geistig und seelisch über sich selbst hinaushebt und doch von ihnen nur als selbstverständliche Pflichterfüllung, ohne davon Aufhebens zu machen, geübt wird. Hier müssen noch andere Triebfedern wirken als die der persönlichen Pleonexie. Gewiß erweisen wir uns hier als das Volk der Einordnung und Organisation; gewiß wirkt darin ein langer staatlicher Erziehungsprozeß nach, durch den uns die allgemeine Wehrpflicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Deshalb übt der Deutsche den Dienst am Ganzen williger, pünktlicher, hingebender als im Durchschnitt der Ausländer. Aber nicht deshalb allein, sondern er ist auch durchdrungen von dem sittlichen Werte dieser Einordnung. Er weiß genau, daß es auf jeden Einzelnen ankommt, damit das Ganze gedeihe, und es ist ihm Herzensbedürfnis, die Macht, der er gehorcht, zu lieben; es ist noch immer etwas von der Gefolgstreue der alten Germanen, es ist auch die Ehrfurcht vor den natürlichen Ordnungen des Lebens, die uns Goethe gelehrt hat, in uns lebendig. Und sie kann sich, was dem Ausländer so schwer wird zu verstehen, verbinden mit einem kräftigen und ganz urwüchsigen Individualismus. Der gemeine Mann pflegt bei uns gern die tägliche Pflicht mit Humor und das Heroische mit der humoristischen Miene des Alltäglichen zu tun. Herdenmenschen aber haben keinen Humor! Es ist auch deutsche Persönlichkeitsempfindung, das Pathos zu sparen und das Innenleben zu verhüllen. Darum begreifen wir wohl, daß man hinter unserer scheinbar trockenen Pflichterfüllung nicht den Schwung individueller Empfindungen vermutet. Und doch ist es uns Steigerung des eigenen

Lebens, freudige Erhebung des eigenen Selbst, es hinzugeben an eine große und heilige Sache. Wir sprechen dies Motiv unseren Gegnern nicht ab, wenn wir für uns in Anspruch nehmen, es in einer besonderen nationalen Legierung zu besitzen. Hinzu tritt nun aber auch heute etwas, was dem Lebensgefühle und Willensdrange des modernen Menschen überhaupt eigentümlich ist. Ihm kommt es weniger auf die äußere Dauer als auf den Inhalt und die Intensität, die Kraftentfaltung des Lebens an. Er wagt, wie Ikarus, das Leben, um einen Augenblick höchster Steigerung des Lebens zu genießen. Es gibt rohe und abstoßende Formen dieses Lebensdranges in den gladiatorenhaften Exzessen der Sportleidenschaft. Es gibt und gab ferner zu allen Zeiten eine ordinäre Weise, das Leben zu verschwenden, um das Leben zu genießen. Aber durch alles tiefere moderne Denken geht, als Reaktion gegen die Einschnürungen des Individuums, eine wunderbar einheitliche, aus Resignation und Lebensleidenschaft gemischte Grundströmung dahin, den Augenblick zur Ewigkeit zu erweitern, das Ewige mitten im Zeitlichen und doch unabhängig vom Zeitlichen zu suchen. Stirb und werde — opfere, um zu gewinnen. Der Tod für das Vaterland, dieses uralte Opfer, hat für uns wieder einen neuen und ewigen Sinn erhalten. Unsere deutsche Jugend war lebensdurstig wie nur je ein junges Geschlecht. Und nun sehen wir sie von dem unwiderstehlichen reißenden Drange auf die Schlachtfelder ergriffen. Am Yserkanal, wo die jungen Reserveregimenter der Kriegsfreiwilligen vorstürmten, liegt jetzt unser ver sacrum. Wieviel herrliche Menschen, die uns teuer waren und von denen wir Großes erhofften, hat uns dieser Krieg schon geraubt. Aber ihr Opfer für uns bedeutet einen heiligen Frühling für ganz Deutschland. Wir sind unser wieder gewiß geworden. Wir waren in den Jahren vorher anscheinend ganz unheilbar gespalten und oft ganz müde und verzagt über den unseligen Klassen- und Konfessionshaß und die Bedrohungen unseres Geisteslebens.

Nun sind wir mit einem Schlage hinausgehoben über alle Schranken, eine einzige, mächtige, tief atmende Gemeinschaft des Volkes auf Leben und Tod.

Und nun erst erkennen wir deutlicher die eigentlichen und wahren Grundkräfte unserer jüngsten Entwicklung. Sie waren in der Tiefe gesünder, einheitlicher, stärker, als wir alle ahnten. Wir sind in Wahrheit in den letzten Jahrzehnten zusammengewachsen, als wir glaubten, es ginge auseinander. Voran hat der Staatsgedanke des neuen Reiches seine Belastungsprobe bestanden. Bismarck hatte es uns gebaut, da, so sagten wir, die Nation aus eigener Kraft es nicht vermocht hatte. Jetzt aber ist vom Kaiser und Reichskanzler bis zum Arbeiter herunter unausgesprochen der eine Gedanke in uns lebendig: da wir keinen Bismarck unter uns haben, so muß jeder von uns ein Stück Bismarck sein. Unsere Gesamtkraft muß es diesmal leisten, und jeder Einzelne ist dafür verantwortlich. Es gelingt uns dadurch auch, was den Achtundvierzigern nicht gelungen war, das Schicksal Deutschlands in unsere eigene Hand zu nehmen, selbsttätig und frei es zu bestimmen. Da wird sich vielleicht nun der alte Riß zwischen monarchischen und demokratischen Idealen schließen. Der eine wünscht wohl unserem Staate diese, der andere jene Verbesserung seiner Verfassung, und die Sozialdemokraten lassen keinen Zweifel darüber, daß sie nach dem Kriege ein anderes Wahlrecht für Preußen erwarten. Darüber haben wir uns nachher zu verständigen. Aber wir werden es tun auf der Grundlage des nationalen Gemeinwesens, für das jetzt das Blut aller Volksgenossen, Klassen und Parteien fließt.

Diese gemeinsame heroische Anstrengung für den Staat bedeutet ein großes Vertrauensvotum der Nation für ihn und beweist, daß er im Kerne gesund war, daß die Wege, die er ging, im großen und ganzen die rechten waren. Wir waren früher oft enttäuscht über die geringen moralischen Wirkungen der sozialen Gesetzgebung. Jetzt sehen wir ihre Saat reifen.

Anderseits war ein Teil der bürgerlichen Parteien unzufrieden darüber, daß die Regierung die schärferen Waffen der Repression, die Bismarck einst gegen die Sozialdemokratie geführt hatte, nicht wieder in die Hand nehmen wollte. Jetzt ist die Regierung gerechtfertigt, jetzt sind auch die Parteien gerechtfertigt, die es versucht haben, die Sozialdemokratie zu positiver Mitarbeit am Staate heranzuziehen und dadurch hie und da schon eine Brücke geschlagen haben. Gerechtfertigt ist aber auch die von der Sozialdemokratie und einem Teile der Liberalen so heftig angefochtene Wirtschaftspolitik des Staates. Ohne den Schutz der Landwirtschaft würde uns jetzt das Brotkorn fehlen, würde uns auch so mancher kräftige Mann im Heere fehlen; ohne die Pflege des einheimischen Marktes würden Industrie und Gewerbe jetzt nicht imstande sein, die Abschneidung vom Auslande zu vertragen. Und gerechtfertigt ist vor allem das, was man scheltend unseren Militarismus nannte. Er ist heute schlechthin unser Schild und Schirm. Er ist nichts anderes als die Antwort Deutschlands auf den Dreißigjährigen Krieg, auf Ludwig XIV., auf Napoleon I. und, so dürfen wir jetzt hinzusetzen, auf Eduard VII. und auf alle Zaren des Namens Nikolaus. Gewiß kann man sich nach dem Kriege auch darüber ruhig aussprechen, ob diese oder jene Rauheit an ihm wirklich notwendig war und so unzertrennlich verknüpft mit seinen Stärken ist, daß man sie dulden müßte. Aber unsere Wehrkraft selbst darf nie vermindert, wird vielmehr noch wachsen müssen, um unseren Feinden in Ost und West dauernd den Mut zu nehmen, uns anzufallen. Unsere eigenartig gepreßte kontinentale Lage zwingt uns, daß wir uns in jeder Hinsicht zusammenfassen — militärisch, wirtschaftlich, sozialpolitisch ist ein und derselbe Grundgedanke wirksam. Alles zielte schon dahin und muß in Zukunft noch mehr dahinzielen, daß wir nicht nur ein im durchschnittlichen Sinne einiges, starkes und unabhängiges Volk sind, sondern daß wir noch einiger, noch stärker, noch unabhängiger werden müssen

als unsere Nachbarn, die unter geringerem Drucke leben als wir und in ihrer nationalen Geschichte viel geringere Gefahren zu bestehen hatten als wir. Unser äußeres Schicksal ist uns nun zu unserem inneren Schicksal geworden. Man hat uns zusammengepreßt, und wir sind durch die Zusammenpressung stark geworden. Noch nie ist die Idee des Nationalstaates in der Weltgeschichte so gewaltig, so umfassend, so tiefgreifend verwirklicht worden als jetzt durch unser vom Kopf bis zum Fuß gerüstetes Siebzigmillionenvolk.

So ist es der besondere Charakter dieser Erhebung gegenüber allen früheren, daß sie von vornherein mit einem wundervollen Gleichmaße von reifem Staatswillen und reifem Volkswillen anhebt. Nun möchten wir auch die Harmonie von Menschentum und Volkstum wieder gewinnen, die unsere erste Erhebung so herrlich machte. Freilich darf man nicht den unbilligen und ungeschichtlichen Anspruch erheben, daß unser Menschentum dieselben klassischen Formen trage, wie das der Generation Goethes und Humboldts. Die Arbeitsteilung und die gewaltige Verzweigung des modernen Lebens hat uns die Wege zur Ausbildung der Persönlichkeit zwar vervielfacht, aber verengert. Die Masse der Kulturgüter, die das 19. Jahrhundert aufgehäuft hat, macht es dem Einzelnen, der sich durch sie hindurch arbeiten muß, schwerer, zur Kultur seiner selbst zu gelangen. Es ist nur zu begreiflich, daß diese Lage einer einseitigen Entfaltung des Willens günstiger war als einer vielseitigen Entfaltung des individuellen Geistes. Und doch blieb im Deutschen unstillbar und lebendig auch das Verlangen nach neuem geistigen Lebensinhalte. Hatte der vormärzliche Deutsche, übersättigt mit Geist, nach Tat und Handlung verlangt, so sehnt sich unser Geschlecht nun aus dem Getöse der modernen Arbeitswelt wieder nach heiliger Stille, — und drängt doch nach kurzer Rast wieder hinaus, weil es auf die brausende Musik der Energien unserer Zeit nicht dauernd verzichten kann. Wie es vereinigen, strömende Welle und Spiegel des Himmels

zu sein? Das ist das Problem unserer Zeit, das der Deutsche sich heute bewußter stellt als die übrigen Kulturnationen, weil er intensiver und rascher nacheinander die Ruhe und die Unruhe genossen hat und weil seine grüblerische Art es tiefer empfindet. Oft will die Unruhe, die zur Ruhe zurückstrebt, sie im Sturme erzwingen. Wir lernen jetzt die Literatur- und Kunstrevolution von 1890 besser verstehen. Dieser gewaltsame Subjektivismus und Naturalismus, der über alle hergebrachten Werte hinwegstürmen wollte, war doch der Ausdruck tiefer Bedürfnisse, die seitdem in immer neuen Anläufen nach Gestaltung strebten. Unsere Kunst und Dichtung ist dadurch zwar nicht harmonischer, aber ernster, leidenschaftlicher, persönlicher geworden. Das Auge ging uns wieder auf für die Haus- und Gartenkunst und alles Poetische im Dasein unserer Großväter, und in Philosophie und Lebensanschauung knüpfte man an den Idealismus und die Romantik von 1800 an, nicht weil man dogmatische Vorbilder suchte, sondern weil unser neues Lebensgefühl zu ihnen hindrängte. Es drängte auch nicht zu ihren erstarrten Formen, die schon den Ueberdruß des vormärzlichen Deutschen und des Deutschen von 1870 erregt hatten, sondern zu ihren frischen Quellen und Ursprüngen hin, wo die Systeme und Gedanken aus ähnlich dunkler und fruchtbarer Gärung sich emporrangen, wie wir sie erleben. Vor epigonenhafter Hingabe bewahrt uns der Imperativ des modernen Lebens, der dahin drängt, die Masse von Problemen und Erfahrungen des 19. Jahrhunderts und jedes weiteren neuen Tages mit hinein zu verarbeiten.

Wir durften uns noch nicht unserer vollbrachten Leistungen, wohl aber unserer Sehnsucht nach einem neuen Menschentum rühmen, das Kraft und Innerlichkeit vereinigt. Mitten im Suchen und als durchaus Unfertige hat uns dieser Krieg überrascht, und mit einem Male hat uns sein Sturmwind auf die Stätte geführt, wo das neue Menschentum geschaffen werden kann. Alle die Einsiedler und Eigenbrödler, die bisher

den Weg der verfeinerten Subjektivität gegangen waren, waren zur Stelle, um das große Erlebnis ihres Volkes mit ganzer Seele mitzuleben. Dieser und jener konnte dabei wohl die spielerische und kokette Form nicht gleich abstreifen, die er sich einmal angewöhnt hatte, aber Wahrheit und Ernst überwogen. Sie spürten, daß es jetzt gelingen könne, den Zwiespalt zwischen Ich und Welt, der doch immer an ihnen genagt hatte, zu überwinden und die innere Einheit des Lebens, die dem modernen Kulturmenschen so schwer gemacht wird, zu gewinnen, indem sie ihr Menschentum einsetzten für ihr Volkstum und eines im andern zu entdecken unternahmen. Die alte Aufgabe, die uns Fichte gestellt hatte, und doch mit ganz neuen Mitteln jetzt zu lösen. Jene unermeßliche Arbeitsteilung und Differenzierung der Begabungen und Interessen, die bisher unser Gesamtleben zu zerreißen und unser Einzelleben zu verengern gedroht hatte, schlägt uns nun zum Segen aus. Für jede persönliche Kraft ist jetzt Raum zur Betätigung in dem unendlich verzweigten Organismus der modernen Nationalkriegführung, sowohl der da draußen im Felde, wie der daheim zur Erhaltung unserer Wirtschaft und Kultur zu führenden. Und jeder fühlt, daß seine beschränkte Arbeitsleistung einen universalen Sinn und Zusammenhang hat und daß sie diesmal nicht, wie sonst im bürgerlichen Leben, mit abgezählter Zeit und Kraft, sondern mit der Hingabe des ganzen Menschen zu leisten ist. Das ist die große Versittlichung der modernen Arbeitsteilung, die uns dieser Krieg in einem nie erlebten Maße gebracht hat. Die moderne Technik hat mit einem Schlage die große Seele erhalten, von der sensitive Künstler zuweilen träumten und an die wir doch nicht immer recht glauben wollten. Als wir in den stillen Nächten der ersten Augustwochen von fernher die Eisenbahnzüge fast ununterbrochen durch das Land rollen hörten, da spürten wir in den Taktschlägen dieses ehernen Mechanismus unser eigenes Herzblut pulsieren. Wird nicht von der Leistung dieses Krieges

überhaupt ein Glanz von innerer Schönheit auf die moderne Arbeit fallen und die Fabriken und Kontore des industriellen Deutschlands durchleuchten? Freilich der kluge Ausländer wird fortfahren, von deutschem Drill und Beamtenpünktlichkeit zu sprechen.

Wir aber heben unsere Blicke noch höher hinauf zu weiteren Stufen unseres neuen Menschentums und Volkstums, zu den eigentlichen und höchsten Zielen unseres Kampfes. Klar liegt uns vor Augen, daß unsere ganze Existenz und alles, was wir an geistigen und materiellen Gütern haben, auf den Tod bedroht wäre, wenn in diesem Kriege die äußere Uebermacht siegen würde. Das gab unserer heutigen Erhebung in ihren ersten Momenten einen so tragischen Ernst, wie ihn von den früheren Erhebungen nur die von 1813 und auch diese mehr in ihrem dunklen Vorstadium von 1811 als in dem hoffnungsreichen Frühling von 1813 gehabt hat. Und doch sahen die ausländischen Beobachter in den Augen unserer Soldaten immer wieder ein Leuchten wie von großer Hoffnung. Ein Weltvolk wollen wir werden durch diesen Krieg, frei werden von unerträglicher Einschnürung und Bedrohung im eigenen Lande, unsere Handels- und Kriegsschiffe frei und ungehindert durch alle Meere senden und endlich einmal große und reiche Pflanzungen unseres Volkstums in überseeischen Gebieten gründen. Also ein Weltvolk wie unser eigentlicher Feind England? Ja, und doch wieder ganz anders. Wollten wir nur ein zweites und möglichst ähnliches Exemplar dieser Gattung von Weltmacht der Welt bescheren, so hätten wir eigentlich keine innere Berechtigung zu dem tiefen und grundsätzlichen Hasse, den wir jetzt gegen den englischen Geist empfinden. Sagen wir es rund heraus, was wir an England hassen und hassen dürfen. Es hat mehr Volkstum als Menschentum. Nicht wir, sondern England ist das Land, wo die freie menschliche Individualität in der größten Gefahr steht, uniformiert und entgeistet zu werden durch die starren Schablonen seines Volkstums, durch

die Macht der gesellschaftlichen Konvention und vor allem durch die Macht einer zugleich rohen und heuchlerischen Nationalethik. Nur scheinbar lebt der einzelne Engländer freier, nur scheinbar ist der Druck der sozialen und politischen Ordnungen auf den Einzelnen bei uns stärker. Das Feinste und Innerlichste im Menschen gedeiht bei uns reicher, während auf dem harten Boden des englischen Volkstums jene Weite, Milde und ungezwungene Größe echten Menschentums, die wir lieben, nur mit Mühe noch gedeihen kann. Sie fehlt nicht ganz, aber sie kommt nicht an gegen ein aus brutalem Egoismus und pharisäischer Ueberhebung gemischtes Volkstum. Ein Herrenvolk dieser Art wollen wir nicht werden, — wohl aber ein starkes und freies Volk starker und freier Menschen. Die alte Aufgabe unserer Großväter und Väter von 1813, 1848 und 1870 greifen wir damit wieder auf und versuchen es wie sie, die unveräußerlichen Rechte des Individuums und alle zarteren Bedürfnisse der Kultur mit den unumgänglichen Lebensbedingungen, mit der Größe, Kraft und Schönheit des Staates zu vereinigen. Wir werden diese Aufgabe ebensowenig wie sie vollkommen und für immer lösen, aber wir werden sie für uns und unsere Zeit lösen. Die Weltgeschichte verlangt jetzt einen neuen, höheren Typus von Weltvolk. So wollen wir werden ein Weltvolk der Macht und des Geistes, fähig sich zu organisieren und zugleich lebendig reich an Individuen.

Noch immer sind wir das weitherzigste und empfänglichste der Völker, das nicht leben kann, wenn es nicht auch die geistigen Werte der übrigen Völker sich zu eigen macht. Wir können schon jetzt sagen, daß wir die Welt da draußen besser kennen als sie uns. Wir rückten nicht ab von ihr, aber man rückte ab von uns. Auch das gehört zu den charakteristischen Zügen unserer heutigen Erhebung, daß wir sie viel einsamer erleben als alle früheren. 1813 kämpften wir als Glied einer europäischen Liga; 1848 fanden unsere Bestrebungen mancherlei Analogie und Sympathie im Auslande; 1870 gestand man

uns, wenn auch nicht mit Wärme, doch immerhin das Recht zu, unsere nationale Einheit zu begründen. Jetzt aber hat man uns nicht nur politisch, sondern auch geistig einzukreisen und zu isolieren unternommen. Wir spüren selbst aus den neutralen Ländern einen kühlen Luftzug gegen uns wehen und müssen dankbar sein, wenn uns noch ab und an ein Hauch von echter Sympathie berührt. Man studiert und beobachtet uns wohl auch in unserer heutigen Haltung, aber hält sich dabei mit Vorliebe an die kleinen und subalternen Züge unseres Lebens und faßt unsere innere Zuversicht gern als Autosuggestion und Rausch auf. Man behauptet zwar hier und da, uns als harmlose Kulturnation gern dulden und sogar schätzen zu wollen, wenn wir dem Auslande den Gefallen täten, uns besiegen zu lassen und unseren Militarismus abzuschaffen. Aber weil man wohl spürt, daß wir von dieser Bürgschaft unserer Macht und Unabhängigkeit nie lassen werden, versucht man es auch mit einer allgemeinen Bemäkelung und spielt da alle jene hämischen Vorwürfe aus, die wir kennen. Es läßt sich fast an, als solle es ein Kampf der westeuropäischen Kultur gegen die deutsche Kultur werden. Sollen wir ihn mit gleichen Waffen erwidern? Sollen wir, diese Frage erhebt sich, uns beteiligen an dieser mutwilligen Zerreißung alter und lebendiger Kulturzusammenhänge zwischen romanischer und germanischer Welt? Weil man uns die Gastfreundschaft und Verehrung, die wir den Bergson, Verhaeren, Maeterlinck und Hodler gewidmet haben, übel genug gelohnt hat, fordert man jetzt bei uns, daß wir uns stolz auf uns selbst zurückziehen und unsere Kultur in ausschließlich nationalem Geiste weiterbilden. Wir sind sehr einverstanden damit, daß man sich in Zukunft vorsichtiger und kritischer gegen ephemere Modegrößen des Auslandes verhalte. Aber wollten wir uns fortan ebenso engherzig und hochmütig gegen die fremden Kulturen abschließen, wie diese jetzt gegen die unsere, so würden wir deren eigensten Vorzug zerstören und von dem Geiste ihrer

Schöpfer und Führer abfallen. Wir besiegen die Kulturen unserer Gegner nicht dadurch, daß wir ihre Schwächen nachahmen und uns ebenso einkapseln wie sie, sondern daß wir weltweit und aufgeschlossen bleiben wie bisher. Es wird, wenn dieser Krieg vorübergezogen sein wird, schon schwer genug halten, den Haß zu überwinden und die zerrissenen Fäden wissenschaftlichen und künstlerischen Austausches wieder anzuknüpfen. Wenn wir uns darin großherziger erweisen als unsere Gegner, zeigen wir nicht nur geistige Ueberlegenheit, sondern auch politische Klugheit. Haben wir erst die nötige Macht uns erkämpft, stehen wir politisch und militärisch sturmfrei in der Welt da, haben wir ihr bewiesen, daß wir sie nicht erobern, sondern uns nur selber sichern wollten, so werden wir auch unserer Kultur einen neuen Respekt verschaffen, und dann wird ihre universale Aufgeschlossenheit gerade zum feinsten und geistigsten Herrschaftsmittel werden können. Wir wollen ein Weltvolk werden. Erinnern wir uns, daß der Glaube an unsere Mission als Weltvolk entstanden ist aus unserem ursprünglich rein geistigen Drange, die Welt in uns aufzunehmen. Wenn die Welt, wie der Dichter uns verheißt, noch einmal am deutschen Wesen genesen soll, so kann dies nur ein deutsches Wesen sein, das die Welt innerlich umfaßt.

Wir haben nicht die Besorgnis, daß unsere Erhebung in einen engherzigen Nationalismus entarten könnte. Dazu sind die Kräfte, die sie zusammensetzen, zu reich und zu mannigfaltig. Wohl sind sie, die bisher sich breit und zwanglos ergießen konnten, jetzt mächtig zusammengedrängt in ein enges Felsenbett, und es ist nur zu begreiflich, daß auch mancher trübe Schaum emporspritzt und die unerhörte Lage die Menschen hier und da überreizen konnte. Es fehlt nicht an Symptomen jener inneren Schwäche, die sich durch gewaltsames Aufstampfen als Stärke ausgeben will, und ebensowenig an Aeußerungen einer zwar nicht bösartigen, aber gedankenlosen

Roheit in Witzblättern und Ansichtskarten, vor denen von verantwortlicher Stelle schon mit Recht gewarnt worden ist. Roheit und Trivialität dieser Art waren immer leidige Wegbegleiter der deutschen Kultur und haben schon Goethes Verzweiflung erregt. Neben dieser alten Gefahr für unser Volkstum wollen wir auch die neue Gefahr einer inneren Anglisierung und Gemütsverstockung, die vor dem Kriege hier und da schon unter uns auftauchte, nicht vergessen. Wäre uns ein leichter Triumph über unsere Gegner beschieden worden, so könnten wir nicht ohne Sorge sein, daß wir Aehnliches und vielleicht noch Schlimmeres in unserer inneren Entwicklung erleben könnten wie nach 1870. Aber Not und Gefahr sind immer die besten Lehrmeister des Lebens gewesen, und unsere Soldaten, die aus diesem furchtbaren Völkerringen innerlichst durchschüttelt mit ernstem Antlitz und gereiftem Charakter heimkehren werden, vermögen vielleicht unsere Erzieher zu werden. Das letzte Wort über Charakter und Wert unserer Erhebung wird erst dann gesprochen werden, wenn ihre Früchte gereift sein werden und ein neues, nicht nur mächtigeres, sondern auch edleres Deutschland in Welt und Zukunft hineinleuchten wird.

Politik und Kultur

(Freiburg, 4. August 1914)

Dieser Krieg rührt nun mit einem Male an alles, was wir haben und sind. Mit einem plötzlichen Ruck fordert der Staat von uns, es ihm blindlings hinzugeben: Hab und Gut, Leib und Leben, Faust und Fuß, Wissen und Können. Jeder Einzelne hat sich von jetzt an nur noch als ein Stück der großen Armatur des Staates zu betrachten, und es ist ihm, wenn ihm nicht unmittelbar die Waffe in die Hand gedrückt wird, nur die Wahl gelassen, nach der Stelle zu spähen, wo er am raschesten oder am wirksamsten helfen kann, die moralische und physische Streitkraft der Nation zu verstärken. Die Herrschaft des Staates über den Einzelnen hat ihren höchsten Grad erreicht — und wir müssen uns, die Zähne zusammenbeißend, darauf gefaßt machen, daß wir wahrscheinlich das Höchste und Aeußerste zu leisten haben werden, was je im modernen Kulturleben der Staat vom Individuum verlangt hat. Es durchschauert uns die Ahnung, daß wir, wenn wir nicht rasch und durchgreifend siegen, selbst die Leiden, Opfer und Leistungen unserer Urgroßväter von 1807 und 1813 werden hinter uns lassen müssen.

Wir sagen uns das nicht bloß deswegen, weil wir mit dem uns aufgezwungenen Zweifrontenkrieg eine noch nie gelöste Aufgabe zu lösen haben und, wenn England hinzutritt zu unseren Gegnern, vielleicht der mächtigsten und furchtbarsten Koalition gegenüberstehen, die je gewesen ist. Auch wir haben wuchtige und nie vorher dagewesene Mittel der Abwehr ihr entgegenzusetzen. Jetzt wird es im vollen Um-

fange erſt zutage treten, was ein Jahrhundert europäiſcher Staats- und Kulturentwicklung an Angriffs- und Verteidigungsmitteln geſchaffen hat. Man kennt wohl alle die einzelnen Waffen und als Waffe dienenden Möglichkeiten der geiſtigen, techniſchen und wirtſchaftlichen Kultur, um den Feind direkt oder indirekt auf die Kniee zu zwingen, aber ihr Zuſammenwirken auf dem alten europäiſchen Kulturboden wird nun erſt erprobt werden, und das Maß der Zerſtörung, das ſie anrichten werden, kann niemand überſchauen. Dieſe ſchlechthinnige Unberechenbarkeit der Wirkungen iſt es vor allem, die auch das feſteſte Herz unter uns erſchauern laſſen kann. Haben darum Staat und Kultur ein Jahrhundert lang ſich ſo mächtig entfaltet, erhöht, verfeinert und intenſiviert, um nun durch ihre eigenen Schöpfungen zugrunde gerichtet zu werden? Die Frage drängt ſich auf, ob hier nicht letzten Endes ein furchtbarer Mißbrauch der Kultur durch den Staat vorliegt.

Die Pazifiſten und überhaupt alle unpolitiſchen Idealiſten pflegen dieſe Frage mit fliegender Eile zu bejahen. Der Hiſtoriker, der nicht von dem, was ſein ſollte, ſondern von dem, was iſt, auszugehen pflegt, verfährt anders in der Beantwortung. Er verzichtet nicht auf ein endgültiges und rundes Ja oder Nein, aber er ſtellt voran die empiriſche und ruhige Unterſuchung der wirkenden Kräfte des geſchichtlichen Lebens, ſeiner großen und unvermeidlichen Stromrichtungen. Er übt in erſter Linie eine dynamiſche Betrachtung, nicht anders wie der Beobachter von Wetter und Winden. Er würde, wenn er ſie konſequent zu Ende führen würde, zu einer fataliſtiſchen Anerkennung alles deſſen, was iſt und wirkt, gelangen, zu einem Relativismus, der mit behender Technik ſich wohl in jede geſchichtliche Tendenz hineinzuleben vermag, aber achſelzuckend den Sieg des Stärkeren und den Untergang des Schwächeren konſtatieren müßte. Die Antwort, die er dann im vorliegenden Falle zu geben hätte, liegt auf der Hand. Der Staat — oder wie man im modernen Leben

sagen muß: der Inbegriff der Staatsbedürfnisse und politischen Nationalinstinkte zusammengenommen — ist mächtiger als die Kultur. Er zwingt und preßt sie, wenn es darauf ankommt, jählings so ganz und gar in seinen Dienst, daß sie jegliches Eigenrecht verliert und mit ihm stehen und fallen muß. Fällt dann der Staat im Kampfe gegen eine übermächtige Gegnerschaft, so mag man, wenn man noch zu einem Werturteil sich aufschwingen will, mit Jakob Burckhardt schließlich sagen, daß die Macht an sich eben böse ist, war und sein wird.

Bleiben wir einmal bei dieser, wie wir ausdrücklich sagten, rein dynamischen Betrachtungsweise stehen, verschieben wir ihre Kritik und versuchen wir lediglich sie auf die gegenwärtige Lage anzuwenden. Sie würde dann ganz und gar als das Ergebnis einer ehernen Notwendigkeit erscheinen. Die elementaren, durch Kultur und Moral noch nicht gezügelten Nationalinstinkte der Serben bedrohen durch Verschwörung und Mord den Länderbestand und den inneren Zusammenhalt der österreichisch-ungarischen Monarchie. Diese in ihrer Existenz und Autorität gefährdet, rafft sich zur kräftigsten Gegenwehr auf. Sie erklärt zwar, in Berücksichtigung der gesamten Weltlage auf eigene Eroberungsabsichten verzichten und den territorialen Bestand Serbiens schonen zu wollen, aber stellt, um sich für die Zukunft wirksam zu schützen gegen die großserbische Propaganda, Forderungen an Serbien, die dort und in Rußland als eine Beeinträchtigung der serbischen Souveränität, als eine tatsächliche Machtausdehnung Oesterreichs über Serbien aufgefaßt werden. Alle aufgestapelten Machtinstinkte in Rußland kommen nun in Wallung. Man glaubt den natürlichen, ererbten und erkämpften Anspruch auf die Hegemonie über die Südslawen und alle damit zusammenhängenden Interessen im nahen Orient wahren zu müssen und zieht das Schwert. Nun treten alle vorhandenen Bündnisse, jedes ein Ausdruck tiefgewurzelter und weitverzweigter Machtinteressen, in Funktion,

und Europa erklirrt von Waffen. Nur in England hält man sich noch zurück und überlegt, auf welcher Seite der gefährlichere Feind stehe. Die günstige Gelegenheit zu benutzen, um Deutschland, den gefährlichsten wirtschaftlichen Konkurrenten, niederzuwerfen, ist wohl verlockend, aber Vernichtung Deutschlands heißt Sieg des Slawentums, heißt den Russen den Weg nach Konstantinopel öffnen, heißt die englischen Zukunftsinteressen in Kleinasien, Persien und Zentralasien gefährden. Man will aber zugleich auch das Gleichgewicht auf dem Kontinente erhalten und eine völlige Niederwerfung Frankreichs durch Deutschland nicht dulden. Da Deutschland nach Lage der Dinge nur eine militärische Niederwerfung, nicht eine politische Vernichtung Frankreichs planen kann und seine etwaige Schadloshaltung durch französische Kolonien wesentlich mit von Englands Zustimmung abhängen würde, so würde bei ganz nüchterner Erwägung seiner Interessen England zunächst ruhig zuschauen können, wenn es nichts Weiteres erstrebte als Erhaltung des Gleichgewichts. Da aber meldet sich nun der für uns so gefährliche Drang der englischen Imperialisten, der in Deutschlands Vernichtung Englands Reichtum und Größe sieht. Was wird das Ende sein, wenn diese Tendenz der englischen Machtpolitik zum Siege gelangen sollte? Die deutsche Flotte läßt sich nicht so leicht aus der Welt schaffen, wie einst die dänische vor Kopenhagen, sie wird einen großen Teil der englischen Seemacht mit in den Abgrund reißen, der ihr zugedacht ist, und die Seegeltung der noch unbeteiligten und unbeschädigten Weltmächte und Flotten wird in die Höhe schnellen auf Kosten der englischen. Mögen dem deutschen Handel und Export auch die schwersten Wunden geschlagen worden sein, so kann doch der englische Imperialismus nur mit einem weinenden und einem lachenden Auge auf das Endergebnis schauen — denn der Entscheidungskampf mit der vergrößerten slawischen Weltmacht um Asiens Zukunft steht ihm dann über kurz oder lang bevor, und es

fehlen, wenn Deutschland und Oesterreich niedergerungen sind, dann diejenigen Gewichte, die gegen die slawische Staatenwelt ausgleichend wirken können. Der ganze russische Expansionsdrang kann sich, nachdem er im Westen sein Ziel erreicht hat, wieder unabgelenkt nach Osten, nach Persien, Indien und China, ergießen. Was kann England ohne Volks- und Massenheere den Riesenaufgeboten Rußlands künftig entgegensetzen? Nebenher mag die englische Kultur, mag alles, was in England nach Kunst und Wissenschaft, nach geistiger Verfeinerung strebt, darauf rechnen, daß der Austausch ihrer geistigen Güter mit denen des Kontinents künftig andere Verhältnisse vorfinden wird. Die Nation Goethes, Kants und Beethovens, die Nation, die Goethe und Shakespeare in einem Atem zu nennen liebt, wird im Hall und Widerhall der Kulturvölker stiller werden, und die Slawenvölker haben dann der Welt zu zeigen, ob ihr wilder, primitiver Nationalismus und ihre halbbarbarische Ethik eine der deutschen ebenbürtige Geisteskultur zu entwickeln vermag.

Indessen biegen wir mit dieser Betrachtung von der rein dynamischen, wertfreien Auffassung der augenblicklich wirkenden Staaten- und Völkertendenzen, die wir versuchen wollten, schon ab. Aber läßt diese sich überhaupt ausschließlich durchführen? Schon innerhalb des rein politischen Gebiets muß sie irre werden an ihrer alleinigen Geltung. Wir haben das Beispiel der Erwägungen, die der Engländer heute anstellen muß, gewählt, um an ihm zu zeigen, daß Politik nicht immer bloße, blinde Auswirkung der jeweilig stärksten Staats- und Nationaltendenzen sein kann, daß sie wägen und scheiden, daß sie fortgesetzt peinlich und weitschauend zwischen größerem und geringerem Uebel wählen muß. Wohl gibt es auch blind und elementar sich ergießende Politik, — nämlich solche, wie sie Rußland jetzt treibt und früher nur zu oft getrieben hat. Von ihr gilt es heute im vollen Umfange, daß die „Macht an sich böse" ist. Sie ist eine kulturarme Politik. Es

gibt aber auch eine von Kultur erfüllte und veredelte Politik. Von ihr wollen wir jetzt sprechen.

Die Machtpolitik der großen Staaten hat zwei Seiten, eine gewissermaßen zeitlose und eine zeitgeschichtlich bedingte. Zeitlos, d. h. zu allen Zeiten wirksam gewesen und dem Wesen des großen Staates immanent, ist das, was Bismarck seine einzige gesunde Grundlage nannte, der staatliche Egoismus, das Streben nach unbedingter Selbstbestimmung, nach Geltendmachung seiner Interessen durch alle Machtmittel, über die er verfügt. Die Tendenz zu dieser Pleonexie ist immanent, ist in den großen Reichen des Altertums nicht minder als in denen des Mittelalters und der neueren Zeit lebendig gewesen, — aber ihre Erscheinungsformen wechseln, ihre Mittel und ihre Ziele unterliegen dem Strome der Entwicklung, der Gesamtheit aller sich immerdar wandelnden Faktoren des wirtschaftlichen, sozialen, politischen, geistigen Lebens, — dem Strome des Kulturlebens. Eine Geschichte der Machtpolitik in diesem Sinne zu schreiben, die wechselnden Gestaltungen einer und derselben Tendenz im innerlichsten Zusammenhange mit allen den reichen und bunten Kräften der auf- und absteigenden Kulturen zu schildern und genetisch zu entwickeln, wäre eine der größten und fruchtbarsten Aufgaben moderner Geschichtschreibung. Eine Fülle der inhaltsreichsten Probleme eröffnet sich hier. Auch die einzelnen Mächte des Kulturlebens haben, jede für sich, zeitlos und immanent den Drang nach Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung. Religion, Kunst und Wissenschaft, selbst diese reinsten und geistigsten Kulturgebilde, streben nach Souveränität und Autonomie, — und müssen doch immerdar wieder eintauchen in den alles vereinenden Strom des geschichtlichen Lebens. So geht es in Anziehung und Abstoßung, in sich Fliehen und sich Finden, in Bündnissen und Feindschaften zwischen allen Mächten des Lebens, — und insbesondere zwischen Politik und Kultur.

Aber in dem bunten Hin und Her der Wechselwirkungen

vollzieht sich eine langsam ansteigende Entwicklung. Die roheren Mittel und Ziele der Machtpolitik weichen den edleren und menschlicheren. Höhere Menschlichkeit der Machtpolitik heißt freilich nicht, daß sie mit geringeren Opfern und geringerer Energie geführt wird, sondern daß höhere, geistigere Kulturwerte von ihr erfaßt, vertreten, verteidigt und ausgebreitet werden. Während unmittelbar und greifbar in diesen gewaltigen Tagen unsere Kultur ganz in den Dienst des Staates gepreßt wird, dient im Reiche des Unsichtbaren heute unser Staat, unsere Machtpolitik, unser Krieg den höchsten Gütern unserer nationalen Kultur. Sie ist der Saft des Baumes, der sich in Blüten und Blättern auswirkt. Sie würde vertrocknen, wenn dem Baume die Axt in die Wurzel geschlagen würde. Alle diejenigen unter uns, die von einer Kultur ohne Staat träumten, werden jetzt erwachen im Angesicht der Gefahr, die ihr droht. Die Zeit der Entfremdung zwischen Kultur und Politik, von der in den letzten Jahrzehnten so manche Spuren bei uns bemerkbar waren, ist vorbei. Der Pendelschlag der Stunde weist wieder auf Zeiten ihrer innigsten Vereinigung hin. Daß es ein freies, kein sklavisches Bündnis sei, das jetzt die deutsche Kultur mit der deutschen Politik einzugehen hat, dafür zu sorgen, ist heute ausschließlich Sache der Kultur. In großer Gesinnung, mit jenem autonomen Ethos, das uns Kant gepredigt hat, erfasse sie die Hand des Staates und werde Waffe in seiner Hand. Dann wird es an den Tag kommen, daß sie auch schon in den Zeiten, wo sie noch nicht mit Bewußtsein dem Staate sich widmete, ihn unbewußt genährt und geadelt hat. Denn alles, was nur in einer Nation zur Höhe, zum Lichte und Geiste strebt, hilft die Nation lebendig und stark zu machen. Es wird einem froh und weit zumute, wenn man sich klar macht, daß alle einsame und stille Regung des Geistes und jede Hingebung an ein Höheres und Heiliges in einem geheimen Zusammenhange steht mit den großen Atemzügen der

Nation und mit den gewaltigsten Entladungen ihrer Kraft. Das ist das höchste Ideal des modernen Lebens, daß wir gleichzeitig handeln und schauen wollen. Nun heißt es für uns als Staats- und Kulturvolk: Allen harten Realitäten des Lebens mit furchtlosem Blicke gewachsen zu sein und zugleich doch mit dem inneren sonnigen Auge in alle Tiefen des Geistes zu schauen. Dies Ideal wollen wir der Welt erkämpfen und erhalten.

* *
*

In derselben Stunde, in der diese Zeilen abgeschlossen wurden, erklärte uns England den Krieg. Wir waren darauf gefaßt, — nun gilt es, diesem Akte einer sinnlos und selbstmörderisch überspannten Machtpolitik gegenüber uns zusammenzufassen zum Höchsten und Aeußersten. Der Kern unseres nationalen Daseins ist unzerbrechlich. Sursum corda!

Um welche Güter kämpfen wir?

Es ist eine große und mächtige Volksüberzeugung in Deutschland, daß dieser Krieg uns durch fremde Schuld aufgezwungen worden ist, daß wir einen Verteidigungskampf für Haus und Herd im heiligsten und höchsten Sinne führen müssen. Es ist kein berauschender und betörender Massenwahn, sondern es ist ein klares, scharfes, nüchternes Wissen um die Ursachen dieses Krieges bis in die weitesten Kreise unseres Volkes verbreitet. Er wird mit hellstem politischen Verständnis der Volksgenossen und, so dürfen wir jetzt hoffen, mit dem Aufgebot ihrer höchsten moralischen Spannkraft geführt werden. Wir wollen uns nicht dessen überheben, was wir schon geleistet haben an Enthusiasmus, Opferwilligkeit und Disziplin, denn wir wissen, daß die schwersten Belastungsproben uns noch bevorstehen, und wir wissen ferner, daß es ein Nationalfehler des neuen Deutschlands zu werden drohte, jeden frisch errungenen Erfolg unserer Arbeit lärmend zu bewundern und im Anblick von eben erst grünenden Saaten zu schwelgen. Und doch brauchen wir jetzt so bitter nötig einen frohen und gewissen Glauben an uns selbst und an unsere Kraft zu siegen gegen eine Welt von Feinden. Wir schöpfen ihn nicht aus äußeren Erfolgen, die uns trügen könnten, sondern wir schöpfen ihn aus den Tiefen unserer Volksseele, aus unseren sittlichen und religiösen Ueberzeugungen, aus der inneren Gewißheit, daß Gott mit uns ist und den Mut und die Kraft des gerechten Kämpfers verdoppelt.

Innerer Glaube, klares Wissen und fester Wille müssen in diesem Kriege in jedem Augenblicke aufs innigste miteinander

verbunden sein. Der Gott, der mit uns ist, will auch, daß wir seine Sache treiben. Für gute, große und heilige Dinge soll Deutschland kämpfen, und in hellem Glanze sollen sie jedem Kämpfer vor Augen stehen. Und wenn ihm das Auge bricht, so soll noch im letzten Augenblicke ein himmlisches Leuchten in seine Seele fallen und ihm das Sterben leicht machen.

Mannigfacher Art sind die Güter, um die wir kämpfen, und wie im Leben allenthalben Körper und Geist eng zusammenhängen, so sind auch die herrlichsten und geistigsten Ideale, die uns heute erfüllen, erst zu verstehen, wenn wir die wuchtigen Interessen irdischer Art, die wir verteidigen, kennen gelernt haben. Voran und vor allem haben wir jetzt das Schwert gezogen, um Oesterreich-Ungarns Bestand und Macht gegen den Ansturm Serbiens und Rußlands zu verteidigen. Man blicke hier scharf auf den Kern der Sache und lasse sich nicht benebeln durch die Behauptung, daß hier schlecht und recht ein Kampf zwischen Slawentum und Germanentum ausgefochten werde. Gewiß haben die wilden panslawistischen Leidenschaften dies Feuer entzündet, und gewiß verteidigen wir auch unsere germanische Kultur gegen sie. Aber ein reiner Rassenkampf ist es nicht, und er kann es und soll es auch nicht werden. Haben sich nicht die slawischen Nationalitäten Oesterreich-Ungarns einmütig und begeistert unter die Fahne ihres Kaiserstaates gestellt? Und haben nicht auch unsere Polen sofort begriffen, daß unsere Sache jetzt ihre Sache ist? Sie sehen die furchtbare Gefahr, die allen kleineren, und wir dürfen hinzusetzen, allen höher kultivierten slawischen Nationen von der Brutalität und Unduldsamkeit eines mächtigen Russentums droht. Und die österreichischen Slawen spüren, daß ihr Staat einen höheren Kulturwert darstellt als der russische, daß sie in seinem Rahmen mehr Freiheit, Selbständigkeit, Luft und Licht genießen können als in der Abhängigkeit von Rußland. Die Tage des unfruchtbaren

Nationalitätenhaders liegen hinter ihnen. Deutsche, Slawen und Magyaren verteidigen jetzt zuerst gemeinsam das ehrwürdige und feste Haus, unter dessen Dache sie lebten, und werden es dann ausbauen zu einer Stätte, in der jeder Nationalität ihr Recht wird und die großen gemeinsamen Interessen und Ideale sich fruchtbar entfalten können. Die Deutschen im Reiche aber freuen sich jeder inneren und äußeren Festigung des verbündeten Gemeinwesens, das uns Vormauer ist gegen die Eroberer des Ostens, das dieselben Kulturideale pflegt wie wir und durch unzerstörbare geschichtliche Bande mit uns verknüpft ist. Indem wir Oesterreich verteidigen, verteidigen wir das unersetzliche Leben eines Freundes und ein Stück von uns selbst. Würde es den Russen gelingen, Oesterreich zu zertrümmern, so würde uns Feindschaft und Haß aus den Ländern entgegenstarren, die jetzt im innigen Austausch der Kulturgüter mit uns stehen. Dann würde in Wahrheit der verderbliche Rassenkampf des Slawentums gegen das Germanentum beginnen.

Und nun haben auch Neid und Haß unserer Feinde im Westen nur auf diese Stunde gewartet, um über uns herzufallen. Wir waren, seitdem wir uns die nationale Einheit erkämpft haben, ein friedliches und arbeitsames Volk. Wir begehrten keines Nachbarn Land in Europa, aber Frankreich begehrte unablässig nach dem Lande, das es uns einst geraubt hatte, und England wurde eifersüchtig auf die Früchte unserer ehrlichen Arbeit und dichtete uns, um dies zu bemänteln, Eroberungsabsichten an, die wir gar nicht haben. Das rücksichtsloseste Eroberervolk der neueren Geschichte gönnte uns nicht den kleinen Anteil an den noch unverteilten Gütern der überseeischen Welt, den wir brauchen, um unser wachsendes Volk zu ernähren. Was wäre unsere Industrie, unsere Arbeiterschaft ohne den sicheren Bezug der Rohstoffe von jenseits der Meere. Wir haben es immer wieder versucht, durch friedlich-schiedliche Verständigung bald mit England, bald mit

Rußland und mit Frankreich uns Interessensphären und Gebiete zu sichern, die uns ihre Rohstoffe geben und dafür unsere Waren erhalten. Nun, wo diese Wege uns ohne unsere Schuld verlegt sind, gilt es, sie durch das Schwert wieder zu öffnen und für unserer Kinder und Enkel Nahrung und Notdurft zu kämpfen.

Nahrung und Notdurft müssen wir für alle unsere Volksgenossen haben, um jedem von ihnen, der danach strebt, den Aufstieg zu den höheren Gütern des Lebens zu ermöglichen. Selbständigkeit, Macht und Reichtum einer Nation haben nur dann einen Wert, wenn sie in den Dienst edler menschlicher Kultur treten. Die Nation Goethes und Schillers ist sich bewußt, diesen Dienst nicht vernachlässigt zu haben, als sie zu Reichtum und Macht gelangte. Wir wollen uns in dieser ernsten Stunde nicht verschweigen, daß wir ihn noch eifriger und selbstloser hätten üben können. Die materiellen Interessen haben uns vielfach übermäßig gefangen gehalten und haben zumal unser Parteileben derart zerrissen, daß man schon sorgen mußte um die Widerstandskraft der Nation im Falle eines Krieges. Hand aufs Herz, uns allen, mochten wir nun zur Rechten oder zur Linken gehören, war nicht wohl bei diesen verbitternden Kämpfen zwischen Stadt und Land, Arbeitern und Arbeitgebern, Arm und Reich. Wir konnten kein gutes Gewissen dabei haben, wenn wir den Volksgenossen, die einer feindlichen Partei angehörten, mit Haß und Verachtung begegneten. Nun aber hat der Sturmwind des Krieges die schlimmen Dünste weggeweht, und ein heißer Wunsch nach innerem Frieden erfüllt alle Parteien. Wie sich Oesterreichs Nationalitäten ihres gemeinsamen Staats- und Kulturbodens jetzt wieder bewußt werden, so haben sich des deutschen Volkes Klassen und Stände mit einem Male in dem beglückenden Bewußtsein gefunden, daß sie Kinder einer Mutter sind, und für gemeinsame Güter von unersetzlichem Werte zu streiten haben. Diese Erfahrung kann nicht

vergessen werden. Mögen wir siegen oder geschlagen werden, so dürfen wir nun hoffen, ein gesünderes, edleres, freieres Nationaldasein in Zukunft zu führen. Diese innere Eroberung sei uns die eigentliche Eroberung, die wir machen wollen. Wir werden auch ferner unsere Partei- und Interessenkämpfe miteinander führen, aber wir werden sie, nachdem wir in Not und Tod zusammengestanden, in einem anderen Geiste miteinander führen und Opferwilligkeit nicht nur für das gemeinsame Vaterland, sondern auch gegeneinander üben müssen. Und vor allem: wenn der Haß des Parteikampfes nachläßt, werden Kräfte frei für bessere Dinge, für die höchsten Aufgaben einer Nation. Immer wieder wollen wir uns sagen, daß eine Nation nicht aufgehen darf im Selbstgenusse ihrer Macht. Sie hat den Auftrag von Gott, das Göttliche im Menschen in einer besonderen, eigenartigen, unersetzlichen Form zu gestalten. Sie hat sich als ein großer Künstler zu fühlen, der, indem er aus persönlichstem Genius schafft, ein Ueberpersönliches und Ewiges schafft. Durch ihre Leistungen für den Geist der Menschheit rechtfertigt eine Nation all ihr selbstisches Streben und damit auch ihre Machtkämpfe und Kriege. Religion, Kunst, Wissenschaft, edle menschliche Gesittung, Anerkennung der freien Menschenwürde mit allen ihren Auswirkungen im sozialen Leben, und Alles im Bunde mit dem nationalen Staate, in Allem aber lebendig und farbenprächtig erscheinend der schöpferische Genius unserer Nation, — das sind die höchsten der Güter, für die wir kämpfen. Wir wollen die köstlichen Kräfte unserer Nation behaupten, nicht die der anderen Nationen, mit denen wir Krieg führen, dauernd unterdrücken. Wohl müssen wir sie jetzt niederringen und zwingen mit dem Aufgebote der höchsten Energie und ohne jede weichliche Anwandlung, denn wir kämpfen um unsere eigene Existenz. Bestien, die gegen uns anspringen, können wir nur als Bestien behandeln, aber den bestialischen Haß, der sie treibt, dürfen wir nicht in uns aufkommen lassen. Er

rächt sich ja doch früher oder später an denen, die ihn hegen. Seien wir streng auch gegen alle Ansätze von nationalem Paroxysmus, die sich bei uns etwa regen sollten. Wir vertrauen darauf, daß demjenigen Volke der Sieg winkt, das die höchste Willenskraft mit der menschlichsten Gesittung verbindet.

Siegen wir, so siegen wir nicht nur für uns, sondern auch für die Menschheit. Wir blicken auf zu den ewigen Sternen, die ihr leuchten, und vertrauen unser Schicksal gläubig ihrer Leitung an. „Jedes Volk," ruft Schiller uns zu, „hat einen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

Deutscher Friede und deutscher Krieg

Es gibt Forderungen und Grundtriebe im Leben des Einzelnen wie der Völker, die sich anscheinend unversöhnlich widersprechen und doch aus der Tiefe der Dinge stammen. Der gemeine Verstand hilft sich entweder damit, solche Gegensätze zu charakterloser Indifferenz abzustumpfen, oder er ergreift mit einseitigem Radikalismus Partei und leugnet kurzerhand das Lebensrecht der ihm unbequemen Forderung. Die große menschliche und geschichtliche Auffassung aber weiß, daß die Antinomien zum Wesen des sittlichen Lebens der Individuen wie der Völker gehören. Alles Tragische wurzelt in ihnen, aber auch höchste Lebendigkeit kann aus ihnen entspringen, wenn es gelingt, den schmalen Weg zu finden, der die Kräfte der einen wie der anderen Forderung zusammenbindet. Ein großes Kulturvolk muß den Frieden wollen und darf gleichzeitig auch den Krieg nicht ausschließen. Der Pazifismus will nur das eine, der Chauvinismus nur das andere. Wir haben auch unter uns Pazifisten wie Chauvinisten gehabt, aber den wahren Willen der Nation haben weder die einen noch die anderen ausgesprochen.

Denn uns Deutschen ist es vielleicht gegeben, mit tieferem Atemzuge als andere Völker das Glück des Friedens wie die Größe des gerechten Krieges in unsere Seele aufzunehmen. Wir schufen im Frieden durch unserer Hände und Köpfe Arbeit Werk auf Werk, unsere Schaffenslust war schier unbegrenzt. Wir wurden nicht nur reicher an äußeren Gütern, sondern wir empfanden auch die Verpflichtung, in jener edleren menschlichen Geistieskultur, die Goethe und Schiller unserer Nation

einſt erſchloſſen hatten, wieder emporzudringen. Und voran regte ſich in unſerer Jugend ein freudiger Lebensdrang. Sie ſchloß ſich zuſammen, ſie begann wieder zu wandern und zu ſingen, ſie warf ſich an den Buſen der Natur, nicht um in unfruchtbarer Sehnſucht zu träumen, ſondern um ſich zu ſtärken für Arbeit und Kampf des Lebens. Und uns Aelteren war es ein beglückender Gedanke, daß dieſem friſchen Geſchlechte vielleicht gelingen könne, die tatenfrohe und zweckbewußte Energie des modernen Menſchen mit der Innerlichkeit und poetiſchen Lebensſtimmung unſerer Großväter zu vereinigen. Dafür aber waren zwei Vorausſetzungen unumgänglich. Wir mußten uns einmal wünſchen, daß unſerem deutſchen Volke auch ferner ein ehrlicher und ehrenvoller Friede gegönnt werde, um alle jetzt keimenden Triebe zur ruhigen Reife zu bringen. Wir mußten uns hüten vor abenteuerlichen Gelüſten nach kriegeriſchen Eroberungen, die unſere Geiſtesrichtung und unſer Streben nach vorwärts vergröbert und veräußerlicht haben würden. Aber wir mußten anderſeits, weil wir uns rings von Feinden und Neidern umgeben ſahen, auch unſer Schwert ſcharf erhalten. Wir mußten kriegeriſche Fähigkeiten und Tugenden in uns nähren, aber die kriegeriſchen Leidenſchaften feſt im Zaume behalten. Mit reinem Gewiſſen dürfen wir uns jetzt ſagen, daß wir bis zum letzten Augenblick hieran feſtgehalten haben. Unſer Kaiſer und unſere Reichsregierung haben ſich in dem ganzen Jahrzehnt zuvor, in dem ſo oft die Verſuchung an uns herantrat, die Spinnefeindſchaft unſerer Gegner mit deutſchem Hiebe zu erwidern, nicht beirren laſſen in ihrer ruhigen und feſten Friedenspolitik, und die ſcheltenden Vorwürfe einzelner Ueberpatrioten fanden weder bei ihnen noch bei der breiten Maſſe unſeres Volkes Gehör. Als wir im vorigen Jahre durch Heeresvermehrung und Wehrbeitrag neue große Opfer für die Rüſtung unſeres Reiches brachten, war es der tiefſte Wunſch der ganz überwiegenden Maſſe unſeres Volkes, daß ſie dem Frieden dienen möchten, daß unſere Feinde an-

gesichts unseres stolzen Willens, alles an unsere Ehre zu setzen, endlich aufhören möchten, gegen uns zu hetzen.

Es hat nicht sollen sein. Wir haben die vernünftige Einsicht unserer Feinde überschätzt und ihre Leidenschaften unterschätzt. Die wilde, zügellose Leidenschaft des Panslawismus, auf Zertrümmerung Oesterreichs gerichtet, mit den rohen Mitteln des Meuchelmords, der Heuchelei und des Ehrenwortbruches arbeitend, hat diesen Krieg entzündet. Der überreizte Chauvinismus und Rachedurst der Franzosen aber hatte zu lange mit dem Feuer gespielt, um es jetzt noch meiden zu können und zu wollen, — während die kalt berechnende Krämerleidenschaft der Engländer unserem wirtschaftlichen Wettbewerb jetzt ein Ende mit Schrecken bereiten zu können hoffte.

Alle diese trüben und gemeinen Leidenschaften haben wir nun durch die edleren und größeren Leidenschaften eines gerechten Kampfes, eines heiligen Krieges zu überstrahlen begonnen. Das friedlichste der Völker, die jetzt miteinander ringen, hat die gewaltigste Kriegskraft entwickelt, — schier zu unserem eigenen freudigen Erstaunen. Aber sie war eben deswegen so gewaltig, weil wir bis zuletzt den Frieden gewollt hatten. Wer von uns hat vorher geglaubt, daß mit so plötzlichem und gewaltigem Rucke alle inneren Klüfte sich schließen und nur der eine hinreißende Gedanke jetzt alle erfüllen würde: Wir werden siegen, denn wir müssen siegen, weil wir sonst schimpflich zertreten werden würden. Denn schlechthin alle, hohe wie niedere Güter unserer nationalen Kultur, unser Wohlstand wie unser Geistesleben, unsere Freiheit wie unsere Einheit stehen jetzt auf dem Spiele, weil der Haß und die Erbitterung unserer Gegner unermeßlich und unmenschlich sind. Und mehr noch! Ueber die unmittelbare Aufgabe hinaus, mit dem Grimme der Notwehr unsere Feinde niederzuwerfen, leuchtet in unsere Seele hinein das Bild einer deutschen Zukunft, die unser Volksleben auf eine höhere und edlere Stufe führen soll. Sie wird, so hoffen wir, den Segen unserer bis-

herigen Friedensarbeit mit dem Segen dieses Krieges verknüpfen. Wir wollen nie und nimmer ein brutales Eroberervolk werden, aber wir wollen die innere Geschlossenheit und Einmütigkeit, die dieser Krieg uns beschert hat, mit allen Mitteln pflegen. Wohl wird es in der Stimmung der Alltagssorgen auch in Zukunft an Reibung und Unzufriedenheit zwischen den Parteien nicht fehlen. Aber die Erinnerung an den Sonntag, den wir jetzt alle miteinander verleben, wird die bittersten Scheltworte im Munde verstummen lassen. Gemeinsame große Erlebnisse sind der Kitt der Nationen. Wir haben wieder Vertrauen zueinander gefaßt, wir haben unberührte, unverbrauchte große Kräfte sittlicher Art in allen Schichten und Tiefen unseres Volkslebens miteinander emporsteigen sehen. Wir haben erfahren, daß das deutsche Volk auf seinem Marsche durchs Leben gewissermaßen eine eiserne Ration von Heldentum und Vaterlandsliebe mitführt, mit der man bis ans Ende der Welt gelangt.

Unserem großen und heldenhaften Kriege wird ein ebenso großer und an heldenhafter Arbeit reicher Friede folgen. Denn das deutsche Volk wird innerlich einiger, reiner und stärker aus diesem Kampfe hervorgehen.

Wir, die wir daheim bleiben mußten, können nur mit Leistungen und Opfern, die gering sind im Vergleiche zu denen unserer Krieger, mitkämpfen und oft nur unsere Wünsche, Empfindungen und Worte hinzutun. Aber auch Empfindungen und Worten kann eine Macht entströmen, wenn sie getragen sind von dem Strome eines allgewaltigen Willens. Möchte unsere Kämpfer im Felde in keinem Augenblicke das Bewußtsein verlassen, daß alles, was den Namen eines Deutschen trägt, im Geiste mit ihnen ist und ihnen zuruft: Wir sind stolz auf euch und eure Siege; wir drücken euch mit heißem Danke die Hand; harret aus auch in allen Schreckrissen, denn ihr führt für unser Volk einen neuen Lebensmorgen herauf.

Das Jahrhundert der allgemeinen Wehrpflicht

Am 3. September 1814 unterschrieb König Friedrich Wilhelm III. das vom Kriegsminister v. Boyen ihm vorgelegte Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst. Die allgemeine Wehrpflicht des preußischen Volkes, die beim Beginn des Befreiungskrieges nur für die Dauer des Krieges eingeführt worden war, erhielt dadurch ihre dauernden Grundlagen und ihre weltgeschichtlich wirksame Form. Die Einrichtungen, die das Gesetz schuf, leben, eigentlich nur technisch etwas umgebildet, in unserer heutigen deutschen Wehrverfassung fort, und nicht nur in ihr. Von den acht heutigen Welt- und Großmächten haben sechs ihr Beispiel befolgt. Von den vier jetzt gegen uns und Oesterreich kämpfenden Weltmächten haben drei eine Heeresverfassung, derer geistiger Stammbaum auf das Gesetz vom 3. September 1814 zurückzuführen ist. Dasselbe gilt von Serbien und Montenegro; die belgische Heeresverfassung ist diesem Typus in den letzten Jahren schon sehr nahe gekommen, und England erwägt jetzt ernst, ihn anzunehmen. Unsere Verbündeten Oesterreich-Ungarn und die Türkei besitzen ihn schon längst.

Man hat in Deutschland im Sturm der Ereignisse an den Säkulartag des preußischen Wehrgesetzes nur wenig gedacht, und unsere Feinde werden es erst recht nicht getan haben. Aber sie huldigen ihm unbewußt durch ihr Tun. Die Weltgeschichte selbst feiert ihn in grandiosem Stile. Millionen gegen Millionen kämpfen heute gegeneinander, bewegt von den Kräften einer Idee, die ihre bestimmte Gestalt in der preußischen Erhebungszeit erhalten hat. Sollen wir

stolz oder niedergeschlagen darüber sein, daß das Schwert, das wir schmiedeten, sich nun auch gegen uns selbst kehrt? Wohl gehen die Zahlen der Heere, die gegen uns und unseren Verbündeten aufgebracht sind oder noch aufgebracht werden können, schier ins Unermeßliche, und Zahl gegen Zahl gesetzt wäre das Uebergewicht erdrückend. Und doch hat uns bei allem tiefen, ja tragischen Ernste, mit dem wir zu den Waffen griffen, sofort und blitzartig das Gefühl erfüllt, daß wir es wagen durften, daß in unserem nationalen Heerwesen noch besondere, unvergleichliche Kräfte liegen, die uns zum Siege gegen die Uebermacht führen werden. Man hat uns vieles, aber nicht alles nachmachen können. Die großen historischen Kräfte haben eben einen Kern von Individualität, auf dem zugleich ihr feinstes Innenleben und ihre stärkste Wirkung beruht. Aus den Herzwurzeln des preußischen Wehrgesetzes und der deutschen Erhebungszeit stammt das Etwas, das wir heute voraus zu haben glauben vor unseren Gegnern.

Unterschätzen wir freilich nicht das, was sie mit uns gemeinsam haben und was auch nicht allein aus einer einfachen Rezeption unserer Einrichtungen, sondern auch aus den allgemeinen Entwicklungskräften des modernen Staatslebens stammt. Die allgemeine Wehrpflicht gehört zum modernen Nationalstaat, wie die Klinge zum Griff. Der französische Nationalstaat der Revolution hat sie im Feuer der ersten Not zuerst geschmiedet, aber sie dann freilich gleich wieder schartig gemacht durch die Einführung der Stellvertretung und des Loskaufs vom Dienste. Scharnhorst, Gneisenau und Boyen gaben ihr erst ihre ganze Schärfe und Wucht. Nur durch eine schlechthin ausnahmslose Verpflichtung zur Verteidigung des Vaterlandes konnte nach ihrer Meinung das höchste Maß von nationaler Wehrkraft entwickelt werden, und für das kleine Preußen, die schwächste und unfertigste der fünf damaligen europäischen Großmächte, war sie schlechthin Existenzbedingung. Mit großartig praktischem Sinn schufen

sie zugleich die Einrichtung des Kaderheeres, durch die es möglich wurde, die Qualitäten des Berufsheeres mit den Qualitäten des Volksheeres zu verbinden und ein Heer von verhältnismäßig geringer Friedensstärke zur gewaltigsten Kriegsstärke anschwellen zu lassen. Das stehende Heer mit dreijähriger Dienstzeit war gedacht als Rückgrat des Ganzen, als Schule soldatischer Erziehung und, aufgefüllt mit zwei Jahrgängen der Kriegsreserve, als erster starker Einsatz im Kriege. Dahinter aber sollten sich dann aus den ausgebildeten älteren Mannschaften die Formationen der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und im äußersten Falle der Landsturm erheben. Durch diese Gliederung und Abstufung wurde es dem modernen Nationalstaate möglich, Militärstaat und Kulturstaat zugleich zu sein, die wirtschaftlichen und geistigen Interessen der Friedensarbeit zu schonen, im Kriege aber über die gesamten physischen und moralischen Streitmittel der Nation zu verfügen.

Alles das konnte nachgeahmt werden und wurde nachgeahmt, weil die Vorzüge für den modernen Staat evident waren. Die nationalen und freiheitlichen Ideen des Jahrhunderts dienten auf diese Weise dem Machtbedürfnis des Staates. Diese Heeresverfassung war zugleich demokratisch wegen der Gleichheit der Verpflichtung, aristokratisch wegen der bedeutenden Stellung des Berufsoffizierkorps in ihr und monarchisch durch das straffe Kriegsherrentum, auf das sie zugeschnitten war. Aber durch die Mischung dieser Elemente war sie auch anpassungsfähig für ganz verschiedene Staatsformen. Die französische Republik und das despotische Rußland haben sie angenommen und statten jetzt gemeinsam ihren Dank an das Ursprungsland ab.

Wir lassen sie von rechts und links gegen uns anrennen, denn wir stehen auf dem mütterlichen Boden dieser Wehrverfassung, und ein ganz Eigenes und Großes haben wir in diesen Wochen auf ihm erlebt. Das Antäuswunder hat sich

erneuert, und die tiefsten Kräfte, die das Wehrgesetz schufen, sind mit jugendlicher Stärke wieder erwacht und haben nach mannigfacher Trennung und Verwirrung einen neuen Bund miteinander geschlossen.

Im preußischen Wehrgesetz von 1814 kam deutscher Idealismus und Kantsche Philosophie zum Ausdruck. Das weiß jeder, der die Denkschriften und die Jugendentwicklung seiner Urheber kennt. Sie wollten durch die allgemeine Wehrpflicht über die Stufe eines toten, mechanischen Gehorsams im Heere hinaus, sie wollten geistige, edlere Triebfedern, sie wollten eine Pflichterfüllung für Staat und Vaterland aus sittlicher Freiheit und schwungvoller Opfergesinnung. Sie überschätzten dabei wohl die Macht dieser Triebfedern im täglichen Leben, sie kamen in Konflikt mit dem technisch-militärischen Realismus des preußischen Berufsoffiziers. Aber auch in diesem lebte eine gewaltige geschichtliche Idee — der Lebensnerv des fridericianischen Staates, der stolze Wille zur Macht, auch von Ursprung an schon verbunden mit strengem Pflichtgefühl und straffer Unterordnung, wie sie der premier serviteur de l'état vorgelebt hatte. So war die Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen und Deutschland von Anfang an ein Kampf, eine Auseinandersetzung Friedrichs des Großen mit dem deutschen Idealismus — aber ein überaus fruchtbarer Kampf, wo keiner je ganz siegte, jeder aber immer wirkte und schließlich jeder auch zum andern wieder hinstrebte, um sich durch ihn zu ergänzen und zu steigern. So und nur so, durch diese wunderbare und eigenartige Spannung zweier aus deutschestem Boden entsprungenen Lebensmächte hat die allgemeine Wehrpflicht in Preußen und Deutschland ihre höchsten Leistungen hervorbringen können. Wenn es nach der Roonschen Reorganisation scheinen konnte, als habe der realistische Gedanke des Berufsheeres ganz über den idealistischen Gedanken des Volksheeres, wie ihn Boyen vertreten hatte, gesiegt, so zeigte das Jahr 1870 sofort wieder alle Spring-

federn des echten Volksheeres. Jeder Nationalkrieg verwandelt bei uns mit einem elektrischen Schlage das blankgeputzte Berufsheer in das feldgraue, grimmig entschlossene Volksheer. Im Winter 1913/14 zankten wir uns über Zabern, im August 1914 aber rühmte der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Frank die „glänzende und straffe Organisation des Heeres" und ging dann opfermutig dem Schlachtentode entgegen.

Was trieb ihn hinein? Voran wohl ein helles politisches Verständnis dafür, daß seine Partei, wenn sie Rechte forderte, auch Pflichten erfüllen müsse, aber dieses Pflichtbewußtsein stammte aus dem Schatze des deutschen Idealismus, aus Schiller und Kant.

Der Ausländer kennt gemeinhin nur die Antithese von deutschem Idealismus und deutschem Militarismus, er hält sie für die zwei Seelen in der Brust des deutschen Volkes, deren eine die andere seit zwei Menschenaltern unterjocht und erdrückt habe. Wir sind es zufrieden, wenn er jetzt aus diesem kulturhistorischen Irrtum politische Irrtümer ableitet, die uns in diesem Kriege nur nützen können. Immer wieder prophezeit der Engländer, daß die moralische Angriffskraft der deutschen Heere demnächst erlahmen werde, weil unsere physischen Verluste auf den Schlachtfeldern Flanderns und Nordfrankreichs so gewaltig seien. Immer wieder erstehen vor ihnen neue feldgraue Reserveregimenter, zusammengesetzt aus Landwehrmännern und jungen Kriegsfreiwilligen, geführt von alten Offizieren und von Beamten, Professoren usw. im Offiziersrock, und stürmen mit Gesang die feindlichen Stellungen. Unsere Gegner werden es kaum wissen, daß auch in diesen Formationen wieder ein Stück der Heeresgedanken von 1813 und 1815 und von wehrhaft gewordener deutscher Kultur auflebt. Die Landwehr, gebildet aus dem Kerne der arbeitenden Bevölkerung, und die Freiwilligen, die Blüte der gebildeten Jugend, das waren die beiden Elemente, die Scharnhorst 1813 dem bisherigen Heeresorganismus hinzufügte, so daß Wehrstand,

Nährstand und Lehrstand in der höheren Einheit des Volksheeres sich verbanden. Wenn wir an die Frühlingstage von 1813 denken, so sehen wir die blitzenden Augen des freiwilligen Jägers und den Mann aus dem Volke mit Litewka und Landwehrkreuz vor uns. Und ein weiterer, damals schon ideologisch anmutender Gedanke von Scharnhorst und Boyen ist, in realistischeren Formen, wieder Wirklichkeit geworden. Mit rücksichtsloser Kühnheit wollten sie für Preußens Nationalkriege die äußersten Reserven seiner Volkskraft aufbieten und dem Feind entgegenwerfen. Darum muteten sie der gesamten, nicht ins Heer eingestellten, aber noch irgendwie wehrfähigen Männerschaft zu, als Landsturm den unerbittlichen Volks- und Verzweiflungskampf gegen den ins Land gedrungenen Feind zu führen. Der Gedanke war unvereinbar schon mit den organisatorischen Voraussetzungen des modernen Krieges, aber der organisatorische Sinn des 19. Jahrhunderts hat seinen brauchbaren Kern festgehalten, und die Massen der Landsturmbataillone, die heute unsere Verbindungslinien und Eisenbahnen bewachen und in Ostpreußen selbst die Schützengräben füllen halfen, sind der ruhige und reife Ausdruck eines ehernen Willens, alles an alles zu setzen. Wer zweifelt daran, daß wir, wenn es sein muß, auch über die Altersgrenze von 45 Jahren noch hinausgreifen werden?

So führt uns das Gebot der Stunde wieder zu den Ursprüngen der allgemeinen Wehrpflicht zurück und vereinigt ihre Impulse mit den Erfahrungen des realistischen 19. Jahrhunderts. Boyen baute 1814 die preußische Heeresorganisation so auf, daß Linie und Landwehr 1. Aufgebotes sogleich vereint ins Feld zu rücken hatten. Die Zeit Roons nahm daran Anstoß, weil die Landwehr, zum großen Teile geführt von bürgerlichen Landwehroffizieren, militärisch unmöglich dasselbe leisten konnte wie die Linie. Deswegen wurde nach 1860 die Linie vermehrt, die Landwehr aber zurückgeschoben und auf die Aufgaben beschränkt, die heute unser Landsturm zu erfüllen hat. Die

Schlachten von 1866 und 1870/71 sind in der Hauptsache von den Linienregimentern geschlagen worden. Heute aber müssen Reserve- und Landwehrtruppen überall mit in die vorderste Front. Niemand denkt mehr daran, den heißen Streit wieder aufzurühren, der in der Konfliktszeit zwischen den Fürsprechern der Linie und den Fürsprechern der Landwehr geführt worden ist. Sie hatten beide recht, wenn sie den besonderen und unersetzlichen Wert der einen oder der anderen Organisation betonten, aber sie hatten beide unrecht, wenn sie für ihre Ansichten eine absolute und dauernde Gültigkeit beanspruchten. Was für 1814 genügt hatte, genügte für die besonderen Aufgaben von 1866 und 1870 nicht mehr, und wiederum gehen die Anstrengungen von 1914 weit hinaus über die von 1866 und 1870. Der Heeresgedanke von 1914 ist, ein Maximum von militärischer Berufsausbildung mit einem Maximum von Volks- und Menschenkraft zu verbinden. Gewaltiges ist darin geleistet, und noch Größeres wird geleistet werden. Und mag man in beiden Aufgaben schließlich mit physischen Grenzen rechnen müssen, so sind und bleiben doch unbegrenzt und unerschöpflich die beiden großen geistigen Quellen, aus denen sie fließen: Friedrich der Große und der deutsche Idealismus.

Wahrheit und Lüge

Der Krieg ist der große Zerstörer und Erneuerer der Kulturwerte. Jedem Einzelnen liegt es ob, dazu mitzuwirken, daß der Erneuerung mehr sei als der Zerstörung. Und er hat nicht nur durch äußere Arbeitsleistung und Opfer dazu mitzuwirken — die verstehen sich von selbst —, sondern auch durch eine innere Arbeit an sich, durch eine Erneuerung seiner selbst. Denn im Innern der starken Persönlichkeit sind letzten Endes alle faßbaren wie alle unfaßbaren Kulturgüter verankert. Es gilt, die mächtigen Erfahrungen dieses Krieges mit voller Seele, aber auch mit klarem Auge mitzuleben und sie im Erleben schon zu sichten und geistig zu nutzen.

Wir wollen versuchen, aus einer alltäglichen Beobachtung zu einer allgemeinen Erfahrung durchzudringen. Wir haben alle in den ersten Tagen eine Erschütterung des seelischen Gleichgewichts durchzumachen gehabt. Wohl stieg auf den Ruf der Stunde das Edelste und Beste im Menschen empor, aber daneben und darunter auch mancherlei trübes Gemisch. Allen voran schien die kritische Urteilsfähigkeit und der Wahrheitssinn die ungeheure Belastung der Situation gar nicht aushalten zu können. Der Sagen- und Legendentrieb wucherte in den aufgeregten Gemütern unheimlich, und im Handumdrehen wurde jede kleine Wolke zum Kamel. „Die Damen am Bahnhof," hieß es z. B. in Freiburg, „drängen sich in unwürdigster Weise an die französischen Kriegsgefangenen heran, überschütten sie mit Liebesgaben, kaufen ihnen ihre Käppis ab, der und der hat einen ganzen Tisch mit Käppis, die man den Damen wieder abnahm, auf dem Bezirksamt

gesehen." Bei näherer Untersuchung reduzierte sich die ganze Geschichte auf ein einziges Käppi, das ein jugendlicher Pfadfinder erhandelt und wieder hatte abgeben müssen. Selbst ganz verständige Geschäftsmänner beteiligten sich an der Verbreitung, Vergrößerung und Vergröberung solcher Gerüchte, denen oft überhaupt kein Körnchen Wahrheit zugrunde lag. Gegen diese Art von Gefährdung der Wahrheit anzukämpfen, auf Schritt und Tritt seine Mitbürger zu Kritik und Genauigkeit zu ermahnen, ist gewiß sittliche und vaterländische Pflicht, aber beinahe Sisyphusarbeit. Es ist auch mehr ein Kampf gegen die menschliche Schwäche als gegen die Unwahrhaftigkeit. Der Historiker muß sie ja überall, wo er nicht auf Ueberreste und Akten der Ereignisse, sondern auf Erzählungen der Zeitgenossen angewiesen ist, gleichmütig in Rechnung stellen und sich nicht verdrießen lassen, zu jeder unbeglaubigten Version seinen kritischen Vorbehalt zu machen. Ich wurde in den ersten Augusttagen lebhaft an die Kontroversen, die über die tatsächlichen Hergänge des 18. März 1848 geführt worden sind, erinnert und nahm mir vor, noch viel, viel vorsichtiger als bisher die Erzählungen selbst der Augen- und Ohrenzeugen aufzunehmen.

Ein viel ernsterer Kampf der Wahrheit gegen die Unwahrheit, ja gegen die Lüge ist heute von uns zu führen. Unsere Gegner haben in geradezu ungeheuerlicher Weise die Lüge zur Waffe gegen uns erhoben und die Maschinengewehre ihrer Telegraphenbureaus und Zeitungen auf das neutrale Ausland gerichtet, um uns Ehre und Ruf abzuschneiden, um die Leidenschaften der ganzen zivilisierten Welt gegen uns aufzupeitschen. Wir lesen täglich bald mit Lachen, bald mit Grauen diese Schwindelnachrichten. Da soll ein deutscher Schiffskommandant, der von den Engländern gefangen wurde, aus Angst vor der Hinrichtung die Lage der Minen, die er hatte legen lassen, angegeben haben. Deutsche Frauen tragen Ketten um den Hals, aus den ausgestochenen Augen französischer Ver-

wundeter gebildet. Die Financial news in London verbreiten den Blödsinn, daß der deutsche Kaiser, den Zusammenbruch voraussehend, seine Kapitalien in den Vereinigten Staaten und in Kanada unterbringe. Die deutsche Kriegsanleihe, heißt es am andern Tage, habe einen Mißerfolg und das Kilogramm Fleisch koste in Berlin 7 Mark.

Wir wollen unseren Gegnern, um ganz gerecht zu sein, eines zugute halten. Ein grosser Teil dieser Gerüchte, die man gegen uns aussprengt, kann genau so gutgläubig durch Kritiklosigkeit und nervöse Ueberreiztheit entstanden sein, wie die unzähligen Mythen und Legenden, die wir in den ersten Wochen des Krieges, ein jeder in seiner unmittelbaren Umgebung, haben wuchern sehen. Freilich waren diese, soweit ich aus eigener Erfahrung urteilen kann, durchweg harmloser als die giftigen und rohen Schwindeleien unserer Gegner. Und geradezu auffallend ist es, wenn ich sie miteinander vergleiche, daß die bei uns entstehenden Legenden ihre Spitze viel mehr gegen uns selbst als gegen den Feind kehrten. Der oben erzählte Fall ist schon ein Beispiel dafür. Ganz analoge Vorwürfe sind den Damen des Liebesdienstes auch in anderen Städten Deutschlands gemacht worden, und wiederholt wurde dann der Ungrund oder die Uebertreibung des einzelnen Vorkommnisses nachgewiesen. Ganz merkwürdig war es, daß die ersten mündlichen Nachrichten über die Zusammenstöße an der Vogesengrenze, die wir in Freiburg hörten, immer nur Unglück und Mißerfolg für die Unseren, Fehler und Mißgriffe unserer Führer usw. zu melden wußten. Alle diese legendenhaften Nachrichten haben ja typische Formen und monotone Inhalte, die der quellenkritisch geschulte Forscher sofort bemerkt. Ein typisches Motiv für eine Menge der bei uns entstandenen Legenden war, so darf ich sagen, der Hang zum Pessimismus, zum Zweifel und Tadel gegen die eigenen Landsleute. Das fruchtbarste Massenmotiv für die Erzeugung von Legenden war natürlich die Spionenfurcht. Als die Fran-

zosen ins Land kamen, flogen auch die Erzählungen von ihren Ausschreitungen von Mund zu Munde, aber hier war die Phantasie verhältnismäßig nüchtern, und ein großer Teil des Erzählten wurde schließlich bestätigt durch zuverlässige Berichte und amtliche Feststellungen.

Peccatur intra muros et extra. Dieselben Massenmotive erzeugen hüben und drüben analoge Wahngebilde, die sich oft ähnlich sehen wie ein Ei dem andern und nur in den Namen für Freund und Feind sich unterscheiden. Und doch drängt sich sofort der Eindruck auf, daß der Legendentrieb auf deutscher Seite erheblich zahmer, harmloser und gutmütiger arbeitet als im Lager unserer Feinde. Solchen giftigen und scheußlichen Erfindungen, wie sie dort produziert werden, haben wir Gott sei Dank nichts Aehnliches entgegenzusetzen. Und ein ganz frappanter Unterschied drängt sich des weiteren auf. Unsere Legendenproduktion bleibt im ganzen in der Sphäre der mündlichen Volkstradition; unsere Zeitungen haben sie meist mit lobenswerter Kritik, hier und da wohl auch unter dem Drucke der wohltätig strammen Militärzensur, sich vom Leibe gehalten. Wohl bringt auch unsere Presse Nachrichten aus dem Auslande, die dem Gegner abträglich sind und auch so wirken sollen. Kein Zweifel, daß auch bei uns zuweilen mit Tatarennachrichten — man denke etwa an die angebliche Revolution in Odessa — gearbeitet worden ist. Gegen den Chimborasso der feindlichen Lügenpresse ist es doch nur ein bescheidenes Mittelgebirge. Es ist ein furchtbares und grauenhaftes System dahinter, wenn sie Tag für Tag Schwindeleien und Legenden aufeinandertürmte zur atemlosen Aufregung des entrüsteten Auslandes. Es macht ihr auch nichts aus, wenn das Ausland neun von zehn solcher Lügen sogleich ablehnt. Die Masse muß es bringen, und etwas bleibt, so rechnet man, immer sitzen. Und leider ist es auch sitzen geblieben.

Man muß tiefer greifen, um den Quell dieser Verlogenheit festzustellen. Der Krieg ist der Prüfstein der Volks-

charaktere. Er treibt ihre Eigentümlichkeiten scharf hervor, indem er sie zu Waffen des Kampfes umwandelt. Wir halten es dem Franzosen fast schon zugute, wenn seine muntere gallische Phantasie in Kriegszeiten nur noch ein wildes Galopp kennt. Er kann nicht leben ohne eine Wolke selbstgefälliger Illusionen, die es ihm auch in Friedenszeiten so furchtbar schwer machen, anderer Völker Art und Sitte von ihren eigenen Voraussetzungen aus ruhig zu verstehen. Das wird auch dem Engländer blutsauer, aber aus anderem Grunde, — aus scheinbar ganz widersprechenden Zügen seines Daseins. Er ist zugleich der steif in sich abgeschlossene Insularmensch und der Herrscher eines Weltreiches. So wird er sich selbst zum Maß aller menschlichen Dinge. Er setzt sich rücksichtslos mit seiner Art durch und verschmäht es, den Unterworfenen, den Fremden, den Gegnern innerlich gerecht zu werden. Wir sprechen natürlich nur von den großen und groben Durchschnittlichkeiten der Völker. Nie wollen wir, auch im heißesten Kampfe, vergessen, daß es in Frankreich wie in England eine freie und vornehme Kultur des Geistes gibt, die sich zu universalem Verständnis menschlicher Mannigfaltigkeiten zu erheben vermag. Ohne Zweifel liegt aber schon in der durchschnittlichen Unfähigkeit oder Unlust des Engländers und Franzosen, fremde Volksart duldsam zu würdigen, eine erklärende Ursache für die greuliche Verlogenheit, die jetzt dort grassiert. Man kennt uns nicht oder nur schlecht, darum traut man uns alles zu oder glaubt uns alles anhängen zu können.

Es kommt aber eine verwandte, noch bedeutendere Ursache hinzu. Wir empfinden einen großen Teil der gegen uns geschleuderten Lügen zugleich als ganz gemeine Heuchelei. Man malt uns als brutale Völkerrechtsverächter, Mordbrenner, Hunnen, Vandalen usw. wegen unseres Durchmarsches durch Belgien und unseres Vorgehens gegen Löwen und Reims — durchweg Akte der bittersten Notwehr und der eisernen Not-

wendigkeit des Krieges, die unsere Gegner an unserer Stelle genau so und mit noch viel größerer Rücksichtslosigkeit begangen haben würden. Die erbarmungslose Zermalmungstaktik der Engländer im Burenkriege ist noch im frischen Andenken, die Rechte der Neutralen verletzen sie auch jetzt und zwar ohne zwingende Not auf Schritt und Tritt. Die Franzosen schleppen friedliche Beamte und Lehrer aus dem Elsaß in die Kriegsgefangenschaft, und die Bestialitäten der Russen in Ostpreußen können sich auch nicht auf die geringste militärische Motivierung berufen, sie sind schlechthin Ausfluß einer ungezähmten Barbarei. Was unsere Auslandsdeutschen aber beim Ausbruch des Krieges in Frankreich und Belgien von der Bevölkerung und den Behörden erlitten haben, ist jene im Grunde noch viel bösartigere Barbarei, die unter der Decke einer äußerlichen Zivilisation brütet. Wir kennen nur einen und denselben sittlichen Maßstab für die Taten von Freund und Feind und verurteilen jede von unseren Soldaten etwa begangene Ausschreitung genau so streng wie die des Gegners. Wir verlangen gleiches Maß auch drüben geübt zu sehen, — aber das wird uns, wie es scheint, grundsätzlich nicht gewährt. Dieser Heuchelei gilt es die Maske vom Gesicht zu reißen und auf den Grund zu sehen, aus dem sie entspringt.

Wahrhaft erquickende Worte der Wahrheit hat Bernard Shaw in den Daily News gesprochen. „Unser nationaler Trick, mit tugendhafter Entrüstung zu prunken, ist schon in feindlichen Parteikämpfen widerwärtig genug. Im Kriege ist er unedelmütig und unerlaubt. Nehmen wir Offenheit mit ins Feld hinaus, und lassen wir Heuchelei und böses Blut zu Hause! Dieser Krieg ist ein Krieg um Machtverhältnisse, nichts anderes."

Das ist die Sprache, die der objektive Historiker liebt. Er ist gewohnt, die Staaten als lebendige Persönlichkeiten zu sehen, die nach freiem Atemraum für sich verlangen, deren Macht-

kämpfe deshalb durch zwingende Lebensnotwendigkeit gerechtfertigt sein können. Freilich nicht jeder Machtkampf kann sich auf eine solche berufen. Bismarck unterschied scharf zwischen Interessenpolitik und Prestigepolitik, und selbst ein so duldsam-weitherziger Geschichtsschreiber wie Ranke wußte sehr genau zu scheiden, wo die gesunde, organische Machtpolitik aufhörte und die ungesunde Ueberspannung anfing. Aber er trat doch — fast nach dem Grundsatze in dubio pro reo — an jeden Machtkampf mit dem guten Willen heran, ihn aus organischen Ursachen, aus vitalen Trieben und Bedürfnissen der Staaten zu verstehen. Und so ihm nachfolgend die moderne deutsche Geschichtsschreibung — auch die ausländische in nicht geringem Umfange. Aber in Deutschland ist diese Betrachtungsweise am meisten zu Hause, und zwar in einem Grade, der ihr den sehr charakteristischen Vorwurf des Auslandes zugezogen hat, sie triebe einen Kultus der Macht. Und das ganze Deutschland der Bismarckschen und nachbismarckschen Zeit, so schilt man weiter, kenne und fühle nichts anderes als Machtdurst und Machtpolitik, und seine Historiker stellten sich gefällig in deren Dienst. Die Welt hallt jetzt wider von diesen Vorwürfen gegen den neudeutschen Geist, und alle Lügen, die man über uns jetzt verbreitet, sollen das Beweismaterial für die These liefern, daß die militaristische Gewaltpolitik Deutschlands im Interesse der ganzen Menschheit niedergekämpft werden müsse. So will man uns zum odium generis humani machen und unseren Kaiser zum neuen Attila-Gottesgeißel. Ein italienischer Publizist, Ettore Janni, nennt im Corriere della sera den deutschen Weltmachtstraum die größte Unternehmung, die seit den Römertagen konzipiert sei, spricht vom Incubus der preußischen Diktatur und belegt Deutschland mit dem Ehrennamen einer magnifica belva — schnurrigerweise, nachdem er sich darüber beklagt hat, daß wir so wenig Verständnis und Sympathie für das italienische Unternehmen auf Tripolis gezeigt hätten. Tripolis!

Als die Italiener nach dem Satze: „Dies Land brauchen wir" ihre Kriegsschiffe dorthin entsandten, bemerkte Friedrich Naumann mit Recht, daß der Geist Machiavells in ihnen wieder lebendig geworden sei. Aber Machiavell hatte auch den Mut der Wahrheit, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und den haben unsere modernen Splitterrichter in Italien und im Lager unserer Feinde nicht mehr. Hier liegt ein tiefer Unterschied zwischen deutscher und ausländischer Art. Energische und egoistische Machtpolitik treiben wir heute alle, Freund und Feind, aber das Bedürfnis, ihre harte Substanz zu verhüllen mit sentimentalen Illusionen und Ideologien, ist bei unseren Gegnern größer als bei uns. Bei den Engländern ist es zum cant oder, um mit Shaw zu reden, zum nationalen Trick geworden. Der Franzose hat seit den Zeiten der französischen Revolution einen wundervollen Schatz von großtönenden Phrasen, die um jeden Akt seiner Realpolitik eine blendende Aureole von Zivilisation und Kultur verbreiten. Auf den Dom von Reims stellt er seinen Beobachtungsposten auf, der die Stellungen unserer Artillerie ermittelt, aber beschwört mit rollenden Augen die ganze Menschheit, wenn wir diesen uns gefährlichen Posten durch Schüsse zu vertreiben suchen. O ihr Heuchler und Otterngezücht!

Wir müssen, wenn wir ihnen das zurufen, streng und kritisch auch gegen uns selbst sein. Das Bedürfnis, Realpolitik ideologisch zu verhüllen, ist allgemein menschlich, und die durchschnittliche populäre Empfindung ist auch bei uns in Deutschland nicht imstande, Schein und Wesen in der großen Politik richtig zu scheiden. Aber aus der geraderen und schlichteren deutschen Art ringt sich leichter jener Geist einer herben Wahrhaftigkeit hervor, der durch die Hülle zum Kerne durchdringt und es verschmäht, mit Phrasen zu prunken. Der Ausländer aber, der es gewohnt ist, hinter konventioneller Maske zu sprechen, und indem er andere täuscht, sich selbst zu täuschen, erklärt triumphierend unsere Offenheit für

Brutalität. Dieser Gegensatz ist weit verzweigt. Die schroffe Sprache der Wahrheit, die einst Luther führte, klingt noch heute dem romanischen Ohre als Roheit. Der Deutsche ist, das hat auch dieser Krieg sofort wieder gezeigt, der Kämpfer der Feldschlacht, der seine Stirn dem Feinde bietet und den Sturmangriff liebt. Der Franzose schießt am liebsten gedeckt aus Fenstern und Luken und trägt seinen Zivilanzug im Tornister, um sich unentdeckt aus dem Staube machen zu können. Wenn dann der Deutsche die heimtückische Kampfesweise des Gegners mit dem Faustschlage erwidert, so schreit das Ausland wieder über deutsche Barbarei. Der Westeuropäer hat vor dem Deutschen die formalen und ästhetischen Vorzüge einer älteren gesellschaftlichen Kultur voraus und vermißt bei uns die gefälligen Verschleierungen der ursprünglichen Natur. Aber in den Stunden weltgeschichtlicher Entscheidungen hat die Sprache der Wahrheit den größeren Kulturwert.

Man vergleiche die männlichen und aufrechten Kundgebungen des Reichskanzlers mit der geschwollenen Ansprache Poincarés an das französische Volk. Während diese in der Lüge gipfelt, daß Frankreich seit 1870 „aus echter Friedensliebe auf den Wunsch berechtigter Wiederherstellungen verzichtete", haben wir keinen Augenblick das Machtinteresse bemäntelt, das uns das Schwert in die Hand drückte. Wir begannen den Kampf zur Erhaltung der österreichischen Machtstellung, weil Oesterreich unser einziger zuverlässiger Bundesgenosse ist und Oesterreichs Auflösung unsere eigene Macht schwer bedrohen würde. Wir leugnen auch nicht, daß nun, wo der Kampf entbrannt ist, auch unsere übrigen Machtbedürfnisse, die wir bisher durch friedliche Verhandlungen zu fördern versuchten, auf die Wage der kriegerischen Entscheidungen gelegt werden müssen. Wir wollen jetzt Atemraum und Sicherheit für ein Jahrhundert uns erkämpfen. Dabei weisen wir den Vorwurf, daß wir nach einer überspannten

Weltherrschaft streben, mit Lächeln und mit einem ganz ruhigen Gewissen zurück. Wir haben genug erreicht, wenn wir in dem Nebeneinander der großen Weltmächte eine ganz feste und freie Stellung uns errungen haben. Wenn der Augenblick kommt, unsere Forderungen auszusprechen, wird man sehen, daß das deutsche Volk keine Prestigepolitik, sondern eine gesunde Interessenpolitik will. Vielen der Besten unter uns geht jetzt der Gedanke durch den Sinn, daß man versuchen müsse, Frankreich einen ähnlichen ehrenvollen Frieden anzubieten, wie ihn Oesterreich 1866 zu Nikolsburg von Bismarck erhielt. Ob das gelingen wird, hängt freilich nicht nur von uns ab. Aber es ist keine bemäntelnde Phrase, sondern stärkste geschichtliche Ueberzeugung, daß die Entwicklung des modernen Staaten- und Kulturlebens überhaupt keine Weltreichsbildung von erdrückendem Uebergewicht mehr duldet. Diese Ueberzeugung ist das notwendige Komplement der Bismarckschen und der neudeutschen Realpolitik, und die Wahrheit der einen wie der anderen wird sich gegen alle Lügen und Heucheleien unserer Gegner durchsetzen.

Staatsgedanke und Nationalismus

Nicht nur um Sicherung oder Gewinnung äußerer Macht werden die großen und echten Nationalkriege geführt. Wohl haben wir ein Mehr an Macht bitter nötig, um aus dem Zustande einer unerträglichen Einengung herauszukommen, die unsere kontinentale Sicherheit und überseeischen Interessen auf Schritt und Tritt gefährdete. Was wir hier gewinnen werden, hängt nicht allein von der Kraft unseres Schwertes, sondern auch von der Wucht eines unberechenbaren Schicksals ab. Daneben aber gibt es Güter, deren Gewinnung nur von uns, oder sagen wir genauer, von der Kraft der in uns wirkenden politischen Ideale abhängt, und es ist ein hoher Trost inmitten der furchtbaren Opfer und der drückenden Ungewißheit eines großen Krieges, daß er auch Güter und Kräfte schafft, die uns kein Feind zerstören kann, weil sie ausschließlich unserer eigenen moralischen Energie entspringen. Gesunde Nationen erleben durch den Krieg eine heilsame innere Durchschüttelung, einen kräftigen Ruck, der sie nicht nur vorübergehend zur Heldenhaftigkeit veredelt, sondern auch die tieferen in ihr arbeitenden Entwicklungskräfte von der hindernden Kruste befreit. Plötzlich kann dann an den Tag treten, was bisher im verborgenen Keim nur unsicher eingeschätzt werden konnte. Man mag es im ersten Augenblick seiner Offenbarung überschätzen, und es werden nicht alle Blütenträume reifen, denen wir uns in den ersten Augusttagen hingaben. An uns aber ist es, die zarten Pflanzen zu pflegen; von dem Maße unserer Einsicht und Hingabe hängt es ab, wie reich die Ernte sein wird. Uns, den Daheimgebliebenen, liegt die hohe Pflicht ob, alle die Ansätze zu einer inneren Reinigung und Steigerung

unseres nationalpolitischen Daseins, die wir jetzt erleben, festzuhalten und die neuen Perspektiven, die sich auftun, zunächst einmal geistig zu durchdenken.

Uns scheint, daß auf dem zentralen Gebiete des nationalen Lebens eine vielleicht epochemachende Wandlung sich anbahnt. Die nationale Idee war die stärkste politische Triebkraft des 19. Jahrhunderts. Sie wird es, soweit Menschenblick reicht, auch im 20. Jahrhundert sein, aber in einer anderen, neuen Gestalt. Denn sie ist vielgestaltig und wandlungsfähig wie kaum eine andere historische Kraft. In der Frühzeit ihrer Entwicklung stand sie unter dem Schicksal, wenn sie politisch wurde, revolutionär sein zu müssen. Sie wälzte Frankreich um und schuf die „heißen Köpfe", die Napoleons des Ersten Herrschaft stürzen wollten, aber zugleich auch Metternichs Mißtrauen erregten. Sie erwies sich zwar in einer besonderen Legierung als positiv aufbauende Macht bei der Erneuerung des preußischen Staates und als mächtiger Bundesgenosse beim Kampfe des alten Europa gegen Napoleon, aber wurde dann aus Furcht vor ihren weiterreichenden Sprengwirkungen von den altregierenden Mächten gewaltsam unterdrückt. In Deutschland, Italien und Oesterreich hat sie unter Schmerzen und Zuckungen gegen die alten historischen Staatsverhältnisse sich aufgebäumt und angekämpft, bis endlich für Italien und Deutschland die erlösende Form gefunden wurde, die Regierung und Nation, Macht und Masse, zum modernen Nationalstaat vereinigte. Immer aber war es noch nicht die endgültige, die ideale Form, die man damit hatte. Die Industrialisierung der Bevölkerung schuf neue Nöte im Verhältnis zwischen Regierung und Massen. Die Massen des Industrieproletariats entwanden sich der nationalen Idee, die jetzt, von den Regierungen gepflegt, offiziell konservativ und staatserhaltend geworden war. In den Augen der revolutionären Sozialdemokratie galt sie nun eben deswegen als altersgrau und altersschwach. Aber sie war nicht wirklich altersschwach geworden,

sie hatte nur zuweilen ein etwas steifleinenes und starres Gewand angenommen, das sie älter erscheinen ließ, als sie war. Sie hatte nicht nur Jugendkraft, als sie noch revolutionär war, sondern sie kann ihre volle Lebenskraft sogar nur entwickeln, wenn sie im innigsten Bunde mit dem Staatsganzen steht. Und die Sozialdemokratie, die jetzt ihr vaterländisches Herz wiederentdeckt hat, kämpft heute nicht nur für das Vaterland, sondern auch — mag sie es eingestehen oder nicht — für den Staat, den überlieferten, historisch entwickelten, monarchischen Staat. Ihr Vorbehalt gegen die Monarchie, den sie jetzt noch im Herzen macht, wird seine Bedeutung verlieren, wenn es gelingt, das ungeheure Erlebnis dieser Wochen, die Einigung der gesamten Nation und aller Klassen der Gesellschaft zum Schutze aller nationalen und staatlichen Güter, zum dauernden Erlebnis, zum normalen Herzschlage unseres staatlichen Organismus zu machen. Schon jetzt muß sich die Sozialdemokratie sagen, daß in dem deutschen Staate, wie er ist, in seiner Autorität und Zucht, selbst in seiner Wirtschaftsverfassung, die unsere Ernährung jetzt sichert, unermeßliche Werte und Vorzüge stecken, ohne die es gar nicht möglich wäre, den uns aufgezwungenen Krieg durchzuführen. Und wiederum muß der Staat sich sagen, daß auch in der Arbeiterbewegung große ethische, politische und kulturelle Kräfte und Möglichkeiten stecken, die jetzt in den Dienst seiner Verteidigung eintreten. Der technisch gewordene moderne Krieg ist ohne den gelernten Arbeiter, der überall rasch mit Niet und Nagel umzugehen weiß, gar nicht mehr zu führen. Indem sich Staat und Arbeiterschaft jetzt unumwunden in ihrem vollen Werte und in den Bedingungen ihres Daseins gegenseitig anerkennen können, ist die Voraussetzung geschaffen für die neue Phase der nationalen Idee. Sie ist fortan weder revolutionär, noch konservativ im konventionellen Sinne. Sie gibt dem Staate, was des Staates, und dem Volke, was des Volkes ist. Sie

kehrt zu dem Anlauf der neuschaffenden Heldenzeit Bismarcks zurück; sie wird, wie dieser, manche ungeahnten Schwierigkeiten auf ihrem weiteren Wege finden, aber die Erinnerung an den Moment von 1914, wo sich Staat und Volk urplötzlich zusammengeschweißt sahen durch ein übermächtiges, gemeinsames Bedürfnis, wird nie vergehen und immer ein lebendiger Antrieb bleiben. Man konnte schon jetzt spüren, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit innerstem Aufatmen und froh, aus einer Sackgasse zurückkehren zu können, sich unter das nationale Banner gestellt hat. Erleichtere man es ihr, unter ihm zu bleiben. Hüte man sich vor allem vor jener Zionswächterei und Orthodoxie des Nationalismus, die nicht allein auf den sozialdemokratischen Arbeiter abstoßend gewirkt hat. Das Wort, daß in unseres Vaters Hause viele Wohnungen sind, gilt auch von der Nation und dem nationalen Gedanken. Das Fundament ihres Hauses aber ist der nationale Staat. Wer für ihn arbeitet und Gut und Blut einsetzt, wird das spröde Mißtrauen gegen ihn verlieren, wird wärmer für ihn empfinden und von seiner Größe und Unersetzlichkeit sich durchdringen lassen. Positive Mitarbeit am vorhandenen Staate im Kriege wie im Frieden ist der sicherste, der einzige Weg, um dauernd die Kluft zu schließen, die uns gespalten hatte. Und das Wesen der neuen Phase der nationalen Idee, die wir kommen sehen, besteht eben darin, daß sie noch politischer wird als bisher, noch mehr als bisher den Ton legt auf das Einleben in die großen Staatsinteressen und auf die verantwortliche Mitarbeit für sie.

Und nur eine derartige Politisierung des nationalen Gedankens kann auch die Auswüchse des Nationalismus zurückdrängen. Wohl will auch der Nationalismus politisch sein, aber er ist es in falscher, in roher und primitiver Weise. Seine Formen und Forderungen sind verschieden in den verschiedenen Ländern, aber gemeinsam ist ihnen eine überspannte Vorstellung von dem äußeren Machtumfange des nationalen

Staates, die nicht von dessen wirklichen Lebensbedürfnissen, sondern von doktrinären Postulaten, nicht selten auch von abenteuerlicher Eroberungsgier ausgeht. Man glaubt, weil man nicht unter dem mäßigenden Drucke wirklicher politischer Verantwortung steht, die Welt gewinnen zu können; man regt die Leidenschaften der Volksgenossen dafür auf, man richtet dann den Druck dieser Leidenschaften auf die verantwortlichen Leiter des Staates und erreicht zum Unheil der Welt zuweilen seine Absicht. Denn dieser Krieg ist, so sagt die Thronrede des Kaisers vom 4. August mit Recht, das Werk eines unersättlichen Nationalismus. Die großserbische und die panslawistische Idee haben ihn entzündet. Durchaus verwandt mit diesen Formen des Nationalismus ist der Irredentismus der Italiener. Er versteift sich darauf, die wichtigste Aufgabe der italienischen Machtpolitik in der „Erlösung" der unter fremder Staatshoheit stehenden italienischen Sprachgebiete, vor allem aber der zu Oesterreich gehörigen Gebiete von Trient, Triest und Dalmatien zu sehen, und stellt heute an die italienische Regierung das Verlangen, auf die Seite der Tripelentente zu treten. Gerade hier springt es hervor, wie ein doktrinär verbissener Nationalismus die echten, natürlichen Macht- und Zukunftsinteressen einer Nation durchkreuzen und schädigen kann. Italien ist nur dann eine selbständige und freie Großmacht, wenn es in seiner langen Küstenausdehnung nicht unter dem übermächtigen Drucke der englischen und französischen Flotten steht, wenn sein nordafrikanischer Besitz nicht von der Gunst Englands und Frankreichs, sondern von seiner eigenen Macht abhängt. Italien muß, wenn es eine große Mittelmeermacht werden will, die Schwächung Englands und Frankreichs wünschen, — aber die Ueberlebsel primitiver nationaler Ideale, der Haß gegen die Tedeschi, die einstigen Herren Oberitaliens, lähmen seine Entschlüsse und trüben seine Politik. Sie ist in Gefahr, eine Erstgeburt für ein Linsengericht zu verkaufen. Aehnlich steht es mit Ru-

mänien. Es kann nur dann frei atmen, wenn Rußland nicht übermächtig wird, — aber der Traum, die Stammesbrüder in Siebenbürgen zu erlösen, durchkreuzt die wahre Staatsräson und würde, wenn er sich durchsetzte, den Staat in die Arme seines künftigen Despoten oder gar Henkers treiben.

Es ist eben nichts mit dem Grundgedanken dieses Nationalismus, daß der Nationalstaat nur durch die äußere territoriale Umfassung sämtlicher Volksgenossen sein Ziel erreiche und sein Wesen erfülle. Er kann allenfalls eine relative, aber nie eine absolute Geltung beanspruchen. Wenn es sich darum handelt, Herzstücke der Volksgemeinschaft zurückzugewinnen, kann die irredentistische Idee Gehör verlangen, aber immer nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung aller übrigen Staats- und Nationalinteressen und vor allem auch unter Berücksichtigung der realen Möglichkeiten. Als Bismarck Elsaß und Lothringen an Deutschland zurückbrachte, hat er das irredentistische Motiv als Hilfsmotiv wohl in der öffentlichen Meinung wirken lassen, aber entscheidend waren für ihn ganz realpolitische und militärische Erwägungen. Auf welche heillosen Abwege wären wir geraten, wenn wir uns das Ziel einer Wiedergewinnung Deutsch-Oesterreichs gesteckt hätten. Wohl hat die Volksgemeinschaft hier wie überall das Recht und sogar die Pflicht, über die Staatsgrenzen hinaus zu wirken und den Zusammenhang der Sprache und Kultur mit der nationalen Diaspora zu pflegen. Und die Kultur eines Volkes wird sogar stärker, farbiger und reicher an individuellem Gehalte durch die Existenz und die Wechselwirkung einer solchen Diaspora. Was haben uns nicht die deutschen Schweizer und die Deutschen Oesterreichs für herrliche Gaben des Geistes und der Kunst von frischester Bodenständigkeit geschenkt. Wie viele eigenwüchsige Talente verdanken wir nicht den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. Die nationale Kultur eines großen Volkes kann die Existenz einer Diaspora sehr wohl vertragen und sogar begrüßen, solange der fremde Staat

die Nationalität der Diaspora nicht gewaltsam unterdrückt. Der nationale Staat aber, der den Kern einer großen Volksgemeinschaft umfaßt, kann erst recht die Existenz der Diaspora vertragen. Unter diesen Vorbehalten wagen wir den Satz aufzustellen, daß *Staatsverband über Volksverband geht und gehen muß*. Das liegt sogar im wohlverstandenen Interesse des Volksverbandes selbst. Denn der nationale Staat, in dem er gipfelt, kann nur dann seine volle Kraft, Elastizität und Bewegungsfreiheit entwickeln, kann nur dann seinen wirklich vitalen Machtbedürfnissen nachgehen, wenn seine Politik frei gehalten wird von doktrinären und starren Verpflichtungen und von abenteuerlichen und ewig friedstörenden Gelüsten. Das irredentistische Prinzip, das ihn fesseln will, ist zugleich kleinlich und revolutionär, — es ist pseudopolitisch. Damit es zurücktrete in seine Schranken, muß allerdings der durchschnittliche nationale Sinn eine gewisse Läuterung und Mäßigung erfahren. Er darf nicht die schlechthinnige, grobsinnliche Einheit von Volk und Staat verlangen, er muß zufrieden sein mit den *wesentlichen* Gütern nationaler Kultur und nationalen Staatslebens, er muß duldsam werden gegen die Splitter fremder Nationen in seinen Staatsgrenzen, — er muß freilich auch die Anerkennung dieser Staatsgrenzen von ihnen verlangen und darf nur dann zu den Waffen der Repression greifen, wenn die irredentistische Propaganda sie bedroht.

In diese neue Phase der nationalen Idee drängt heute die ganze Entwicklung in Mitteleuropa. Und der Weltkrieg hat sie, das wird vielleicht eine seiner größten historischen Funktionen sein, in Fluß gebracht. *Die Polen* in unseren Ostmarken haben den gesunden Entschluß gefaßt, den preußischen Staat, mit dem sie bisher in irredentistischem Kampfe lagen, mit zu verteidigen. Sie tun es auf Grund eines stillschweigenden Kompromisses mit ihm des Inhalts, daß der Kern der polnischen Volksgemeinschaft jetzt hoffen darf, in irgendeiner Form

zum Nationalstaate zu gelangen, während die Diaspora der Polen in unseren Ostprovinzen sich endgültig in die Grenzen von 1815 ergibt und dafür die Schonung ihrer Nationalität von der preußischen Regierung erwarten kann. Niemand kann heute mit Sicherheit sagen, ob dies Kompromiß gelingen wird, aber alle guten Wünsche dürfen es begleiten. Der deutsche Nationalstaat würde nicht schwächer, sondern stärker werden, wenn er das Kriegsbeil in den Ostmarken begraben könnte und wenn der „preußische Staatsbürger polnischer Nationalität" volle und dauernde Realität würde. Hüben und drüben gilt es jetzt, auf die Gesinnungen zu wirken, die Uebertreibungen des Nationalismus zu bekämpfen und die Lehre einzuprägen: „Staatsverband gehe über Volksverband".

In Oesterreich-Ungarn hat sie sich über Erwarten bewährt. Der Weltkrieg hat eine einige, begeistert sich zusammenschließende österreichisch-ungarische Staatsnation vorgefunden. Ihre Glieder, die Deutschen, Tschechen, Magyaren usw., haben damit keineswegs das Sonderrecht ihres Volksverbandes aufgegeben, aber sie ordnen es der dringendsten und wichtigsten Aufgabe unter, den gemeinsamen Staatsverband zu erhalten. Auch hier kann niemand mit Bestimmtheit übersehen, ob der Nationalitätenfriede von Bestand sein wird. Es wird in nicht geringem Grade von dem Takt und der Einsicht der Magyaren abhängen, die um ihrer eigenen Selbsterhaltung willen ihr nationalistisches Regime ermäßigen müssen, damit die Rumänen und Südslawen sich dauernd wohl fühlen im Kaiserstaate. Man wird nach neuen föderativen Formen suchen müssen, um allen Nationalitäten das Gefühl zu geben, daß sie gleichberechtigte Träger des Staatsverbandes sind. Man wird auch weiter Mühe, Sorge und Streit damit erleben, aber auch hier wird das überwältigende Erlebnis von 1914, das die tieferen, die wahren Gesinnungen und Interessen zum Durchbruch gebracht hat, Leitstern und Trost in allen Tageswirren bleiben.

Wir haben das Wort von der österreichisch-ungarischen Staatsnation mit Fug und Recht gebraucht, denn nicht nur aus der Volksgemeinschaft, sondern auch aus der Staatsgemeinschaft entspringt das, was wir „Nation" im geistigsten Sinne nennen. Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer waren zugleich lebendige Glieder der deutschen Volksgemeinschaft und der schweizerischen Staatsgemeinschaft und empfanden „national" für die eine wie für die andere. Das geschichtliche Leben ist eben zu reich, um in die monotone Formel des irredentistischen Nationalismus gepreßt werden zu können. Und nicht nur die Volksgemeinschaft, auch die Staatsgemeinschaft wächst sich zum Kulturverbande aus. Eine Fülle von geistigen und materiellen Gütern steht und fällt mit dem Staate, und alle feinen und groben Interessen und Empfindungen des Einzelnen, Gewohnheit und Egoismus, aber auch Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Liebe verknüpfen sich dadurch mit ihm. Sie steigern sich zum hellen Staatsbewußtsein durch die verantwortliche Mitarbeit an ihm. Verantwortung und abermals Verantwortung ist der große Erzieher zum Staate. Es geht eine eigentümlich befreiende und reinigende Wirkung von dem Miterleben und Mitdenken der großen Staatsinteressen aus. In ihrem ruhigen und klaren Lichte weichen die trüben Leidenschaften zurück. Man wird dadurch nicht etwa gleichgültig gegen die mancherlei ungestümen Forderungen, die aus den tieferen Schichten des Volkslebens an den Staat herandrängen, aber man lernt sie prüfen und sichten und das Lebensfähige scheiden vom krankhaft Ueberspannten.

Das Staatsleben von ganz Mitteleuropa erheischt in Zukunft eine Mäßigung der nationalistischen Leidenschaften. Soll ein dauernder Wall gegen das Russentum aufgerichtet werden, so müssen die Völkerschaften westlich dieses Walles sich vertragen lernen und Kraft und Ehrgeiz auf den Ausbau der großen Staats-

verbände, denen sie angehören, richten. Und das germanische Element wird die Führerrolle, die dieser Krieg ihm erringen wird, nur dann dauernd behaupten, wenn es auch an sich Selbstzucht übt und den mit ihm verbündeten Nationalitäten jegliche Entfaltung gönnt, die mit dem Dasein der beiden großen mitteleuropäischen Staatsverbände verträglich ist.

Nationalismus und nationale Idee

Der nachfolgende Aufsatz wurde im Juli, vor dem Ausbruch des großen Weltkrieges für die Cottasche Monatsschrift „Der Greif" niedergeschrieben. Ich schwankte dann, ob in einer Lage, in der alle Parteien das sie Trennende vergessen wollen und müssen, meine Kritik der nationalistischen Regungen in Deutschland am Platze sei. Aber ich durfte mir sagen, daß sie von vornherein auf Verständigung, nicht auf Verschärfung der Gegensätze angelegt war und daß wir diesen Krieg von vornherein mit der großen Absicht führen müssen, unsere Nation auch innerlich von ihren Schlacken zu reinigen. In einem Nachworte habe ich versucht, die Erfahrungen der letzten Monate in das von mir behandelte Problem einzuordnen.

Die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts schuf das neue Wort „Nationalität" und gab ihm einen Schmelz von ahnungsvoller Jugendlichkeit und von geheimnisvollem Alter, in dem das Mannigfachste durcheinander funkelte: Individuelle Kulturideale von großer Feinheit, aber hinausstrebend aus dem bloß Individuellen zum gemeinsamen Mutterboden nationaler Kultur; Sehnsucht zugleich nach einem neuen lebendigeren und geistreicheren Staate; Romantik des Vergangenen und Hoffnung auf große Zukunft der Nation. Die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts hat wieder ein neues Wort zur Bezeichnung nationalen Lebens in Umlauf gebracht, das Wort „Nationalismus". Wie viel gröber mutet es uns mit dem Inhalte, den es deckt, an gegenüber dem vornehmen und jugendfrischen Worte, das die Idealisten und Romantiker Deutschlands im beginnenden 19. Jahrhundert so gern in den Mund nahmen. Wohl wird es heute vorwiegend in tadelndem Sinne gebraucht, zumeist nehmen die Gegner dessen, was „Nationalismus" be-

deutet, es in den Mund und bezeichnen damit eine Entartung und Ueberspannung des gesunden nationalen Strebens. Aber diese Entartung und Ueberspannung ist so weit verbreitet, daß der Nationalismus zu einer internationalen Erscheinung geworden ist und fast als ein allgemeines und unvermeidliches Endergebnis der gesamten nationalen Bewegung des 19. Jahrhunderts erscheint. Er soll und darf nicht ihr einziges Endergebnis bilden, denn man könnte sonst nur mit Sorge in die Zukunft der europäischen Kultur sehen. Es gilt ihn zu überwinden durch einen edleren und reicheren Nationalbegriff, aber es gilt ihn, um das zu können, vor allem erst genauer kennen zu lernen und seine Voraussetzungen, seine Erscheinungsformen, seine Schwächen, aber auch seine Stärken zu verstehen, — denn sicher müssen in ihm auch lebendige historische Kräfte, nur eben mißleitet, sich auswirken.

Wir knüpfen an das, was uns am nächsten liegt, an Deutschland an. Hier waren die Träger der neuen nationalen Bewegung im 19. Jahrhundert anfangs auch fast durchweg Träger deutscher Geistesbildung: Dichter, Philosophen, Gelehrte oder Staatsmänner, die meist von Jugend an schon unter dem Einfluß dieser Geistesbildung gestanden hatten. Nation war für sie ein besonderer Ausdruck der Menschheit, eine besondere, schöne, charaktervolle und individuelle Form, in der der Geist der Menschheit sich offenbarte. Man wünschte sich die eigene Nation unabhängig, frei, stark und mächtig, damit sie ihre besonderen Gaben entfalten und in Kultur und Staat eigentümliche Werte entwickeln könne, die das große Schatzhaus der Menschheit bereicherten. Wohl kam es in dem furchtbaren Zusammenprall der deutschen und französischen Nation durch den Druck der Fremdherrschaft und durch die Glut des Befreiungskampfes schon damals zu Ueberreizungen und Vergröberungen des deutschen Nationalgefühls, zu einem Hasse gegen den Nationalfeind, der, indem er zur Tat entflammte, das Auge blind und ungerecht machen konnte. Aber das waren

unvermeidliche Begleiterscheinungen der gewaltigen Bewegung, und sie dominierten nicht und ließen in der ruhigen Friedenszeit wieder nach. Der nationale Gedanke selbst aber ließ nicht nach, sondern breitete sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter aus und wurde realistischer und politischer. Einheit und Macht der Nation wurden in immer konkreterem Sinne erfaßt. Um sie zu erkämpfen, hatte das deutsche Volk in und mit sich selbst zunächst so viel zu tun, daß es zu einem exklusiven und intoleranten Nationalstolze gar nicht kommen konnte. Allerdings als dann Frankreich nach 1866 der deutschen Einigung in den Weg trat und die Ueberschreitung der Mainlinie nur gegen demütigende und unerträgliche Opfer seitens Preußens zulassen wollte, als seine Ansprüche sich steigerten zu den Zumutungen der Emser Tage von 1870, brach in dem Sturmwinde, der sich in Deutschland erhob, auch die teutonische Leidenschaft wieder los, und wieder fehlte es nicht an jenen Verzerrungen, die ein geläutertes und humanisiertes Nationalgefühl verletzen. Es ist nicht anders, diese gröberen Geister sind unvermeidlich mit zur Stelle in jenen Momenten, wo alle Hände des Volkes zugreifen müssen zur entscheidenden Tat. Das gilt von jeder modernen Nation. Keine darf wagen, auf die andere einen Stein zu werfen, wenn in der ungeheuren dynamischen Leistung eines großen Nationalkrieges auch ein Stück Unkultur und Völkerhaß mit zum Ausbruch kommt. Erst dann schlägt die Stunde der Verantwortung, wenn die Nation diese unedleren Geister nicht wieder zu bändigen vermag, wenn das nationale Kulturleben verseucht wird vom Hasse gegen die Nachbarnation und von einem fanatischen und brutalen Willen zur Macht, dem jedes Mittel recht ist. Wir wenden uns mit Entsetzen von den Exzessen des Nationalismus ab, deren sich Angehörige des serbischen Volkes durch die Bluttat von Serajewo schuldig gemacht haben. Das deutsche Volk hat die Geschichte seiner Nationalbewegung mit Taten von der siedend heißen und zugleich zynisch rohen

Bestialität dieser Südslawen nie befleckt. Aber dennoch hat es allen Grund, sich zu prüfen, ob nicht auch in seiner Mitte unfeine Triebe sich regen und die großen Ueberlieferungen unserer nationalen Ideale gefährden. Kein Gewinn im geschichtlichen Leben wird ohne Verlust errungen. Der nationale Gedanke wird heute in Deutschland von sehr viel breiteren Schichten getragen als vor einem Jahrhundert, aber diese Ausdehnung hat ihm Gefährdungen gebracht. Die gebildeten Schichten, die zu seiner Pflege in erster Linie berufen und verpflichtet sind, haben an Umfang gewaltig zugenommen; aber nicht entsprechend auch an innerem Gehalte, an echter Kultur, an wirklicher Bildung. Durch die ungeahnte und rapide Entwicklung unseres Erwerbs- und Wirtschaftslebens, durch die ganze materielle und technische Umwälzung unseres Lebens ist unser Mittelstand verändert und vergrößert worden, sind ihm Elemente zugewachsen, die früher in festen, einfachen, kleinstädtischen Ueberlieferungen dahinlebten, jetzt aber, stolz auf ihren Fleiß, ihre Energie, ihren selbsterarbeiteten Wohlstand sich zu fühlen beginnen. Diese braven Leute, die als große „Familie Piefke" die Gestade der Riviera und Siziliens überschwemmen, ahnen nicht, daß wahre Bildung mit Bescheidenheit und Zurückhaltung des Urteils beginnt, mit ruhiger Achtung und Aufgeschlossenheit allem Fremdartigen gegenübertritt und schließlich in Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen gipfelt. Aber ihr naiver Dünkel und ihre seichte Trivialität droht das Bild des Deutschen in den Augen der anderen Völker zu entstellen. Es ist eine Qual für feiner fühlende Deutsche, ihre Nation im Auslande von diesen lärmenden und geschmacklosen Emporkömmlingen diskreditiert zu sehen. Und gerade in diesen Schichten der Halbbildung nisten auch die unreifen politischen Meinungen, ein absprechender unpolitischer Radikalismus ebenso wie ein überheblicher Nationalismus. Aus einem und demselben Boden kann hier ebenso eine blinde, urteilslose Bewunderung des Auslandes wie eine plumpe Selbstbewunderung,

wie wir's so herrlich weit gebracht, emporwachsen. Man darf freilich nicht verschweigen, daß die Krankheit des Nationalismus auch in älteren und gefestigteren Schichten der deutschen Gesellschaft sich ausgebreitet hat, in denen, die sich selbst als vorzugsweise „staatserhaltend" ansehen und die ironische Zustimmung ihrer Gegner dabei finden. In diesen Unternehmer-, Beamten- und Offizierskreisen hat sich der nationale Gedanke vielfach zu eng verquickt mit bestimmten sozialen und innerpolitischen Sonderinteressen. Man will hier, daß die Deutschen ein „Herrenvolk" seien und braut sich, um auch eine „Weltanschauung" dafür aufweisen zu können, einen kräftigen Trank aus allen Ingredienzen, die man gebrauchen kann, zusammen, aus den vergröberten Ueberlieferungen des altpreußischen Beamten- und Junkerstaats, aus den vulgären Ausbeutungen Darwinscher, Gobineauscher und Nietzschescher Gedanken. Besonders beliebt ist die Philosophie der Rasse, der „Edelrasse", des „Edelvolkes", wie denn überhaupt die modischen und unkritischen Rassenlehren in nicht geringem Grade verantwortlich zu machen sind für die Entartung der nationalen Idee.

Diese Art von Nationalismus in unseren gebildeten Kreisen ist nur zu geneigt, ihre Schärfen nicht nur nach außen, sondern auch nach innen zu kehren. Man sieht sich vor allem selber als eine „Herrenschicht" von Gottes Gnaden an und behauptet alle Positionen sozialer und politischer Macht, die man hat, mit einer schneidenden Rücksichtslosigkeit und mit erstaunter Entrüstung gegenüber jedem sich äußernden Zweifel. Man hat hier zuweilen ganz vergessen, daß zu den ersten Voraussetzungen eines gesunden und kräftigen Nationalgefühls die brüderliche Gesinnung gehört, die alle Glieder, Schichten und Stände der Nation umfaßt. Rohrbach hat ganz recht, wenn er in dem greulichen Kastenhochmut eines der schlimmsten Hindernisse sieht, um aus unserem Volke ein wirkliches Weltvolk mit großer Weltpolitik und Weltkultur zu machen. Wenn sich Kastenhochmut und sozialer Herrendünkel mit Chauvinis-

mus verbindet, wird die Sache ganz arg. Diese engherzige und rasselnde Unduldsamkeit diskreditiert uns nicht minder als das Parvenütum der Halbbildung.

Man pflegt auf solche Kritik aus diesen Kreisen eine Antwort zu erhalten etwa des Sinnes, daß man dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden dürfe. Und insbesondere berufen sich die vielgescholtenen Alldeutschen auf ihre ehrliche und hingebende Arbeit für die großen Auslandsinteressen unserer Nation und für die Erweckung eines festen und gewissen Nationalstolzes, der unserem Volke immer noch fehle. Wir haben unsere Betrachtung mit dem Satze eingeleitet, daß auch in dem Nationalismus irgendwelche lebendigen und berechtigten Kräfte stecken müssen. Wer politische Kritik am Unliebsamen übt, muß, wenn er einen überlegenen Standpunkt gewinnen will, auch geschichtliches Verständnis an ihm üben und seinen Ursprung, seinen Sinn, seine ratio zu erfassen suchen. Die Sorge der modernen Nationen um ihre Zukunft, um ihre Selbstbehauptung inmitten des neu erschlossenen, unübersehbaren, von Staub und Lärm erfüllten Schauplatzes der Weltpolitik — dieser großartige, aufregende, schlechthin unausweichliche und durch keine pazifistischen Friedenspredigten aufzuhaltende Hergang des sich Messens, Reibens und Kämpfens der Nationalgeister miteinander — hat auch die inneren Spannungen und Ueberspannungen der nationalen Empfindungen hervorgerufen. Es sind Versuche, oft krampfhafte Versuche, Energien zu sammeln und zu organisieren, die man einmal bitter nötig haben wird in entscheidender Stunde. Unedles und Edles fließt dann nur zu leicht zusammen. Dem verschärften Lebenskampfe der modernen Zeit ist nur noch ein im Feuer gehärteter, angespornter und zweckbewußter Wille gewachsen. Darum ist dem Individual- wie dem Staatenleben seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ausgesprochen voluntaristischer und utilitaristischer Zug zu eigen, und insbesondere drängen sich die wirtschaftlichen Bedürfnisse,

Begehrungen und Ziele allenthalben hervor. Man nennt darum das moderne Staatenleben ein neomerkantiliſches in Erinnerung an die Machtſtaaten des 17. und 18. Jahrhunderts, die ſich rückſichtslos drängten und ſtießen, um reich und mächtig zugleich und eines durch das andere zu werden. Hier hilft kein Jammern und Schelten; man muß die Dinge nehmen, wie ſie ſind, und nicht, wie fromme Wünſche ſie ſich denken. Es gilt für den Einzelnen wie für den Staat, ſich zu wappnen und Schild und Schwert zu gebrauchen, will man nicht über den Haufen gerannt werden.

Man nennt unſere Zeit aber auch die Zeit einer neuen Romantik, eines neuen und leidenſchaftlichen Hungers nach Kunſt und Kultur, und man verlangt vom Staate, daß er nicht nur Macht- und Militärſtaat, ſondern auch Kulturſtaat ſei, und da er dies nicht gleich im gewünſchten Umfange zu ſein vermag, ſo wenden ihm viele derer, die nach Schönheit und Freiheit der Perſönlichkeit verlangen, verdroſſen oder ſpöttiſch den Rücken. Es hat ſich ein weichliches Aeſthetentum entwickelt, das ſich in den Kultus der eigenen Subjektivität verſenkt und es für ſelbſtverſtändliche Vornehmheit hält, den Staat zu ignorieren. Oder aber man ſieht ſein Weſen in gewiſſen unholden Außenſeiten und karikiert ſie mit der galligen Laune des Simpliziſſimus. Es iſt ein Grundſchaden innerhalb unſerer modernen Literatur- und Kunſtbewegung, daß es ihr an einem natürlichen, geſunden, vertrauensvollen Verhältnis zum Staate fehlt. Das empfand man, als im vorigen Jahre Gerhart Hauptmanns Feſtſpiel für 1813 an das Tageslicht trat. Wir verlangten von ihm, weiß Gott, keinen offiziellen Patriotismus; wir geben es ihm auch gerne zu, daß er einzelne echte Naturlaute einer urſprünglichen nationalen Empfindung ergreifend angeſchlagen hat. Aber wie dürftig war ſein Verſtändnis für das mächtige politiſche Ethos, das den preußiſchen Staat und die deutſche Bildung damals zuſammenführte. Man ſchafft eben den Staat und überhaupt alle objektiven,

überindividuellen Mächte und Organisationen des Lebens nicht dadurch aus der Welt, daß man sie ignoriert, und wer zum Maximum geistigen Lebensinhaltes strebt, muß auch sie mit umfassen. Sie in sich aufnehmen, heißt auch sich ihnen hingeben, ihnen dienen. Eben dabei aber will man nun nicht aus der einen extremen Isolierung in die andere verfallen. Man will als freier Mensch, als Individuum, als Kulturmensch dem Staate dienen und nicht als abgestempelter Normalpatriot.

Ueberspannt der moderne Aesthet das Recht der subjektiven Mächte, so der moderne Nationalist das Recht der objektiven Mächte. Er verlangt von dem Einzelnen eine starre und einförmige Unterordnung unter die Bedürfnisse des Staates und Volkstums, wobei sich dann so leicht, wie wir sagten, auch die besonderen Bedürfnisse einer herrschenden Klasse mit einschmuggeln können. Dann wird das lebendige, freie Ideal der Nation zum konventionellen Dogma, zum Geßlerhute, vor dem man sich verneigen muß, wenn man nicht der Lauheit und Schlaffheit geziehen werden will. Der Nationalismus kann keine freie, mannigfaltige, differenzierte, sondern nur eine schematisierte und konventionelle Nationalkultur gebrauchen. Darum bügelt er auch an den großen Männern unserer Geschichte, an Luther, an Fichte, an Stein und Bismarck, das Problematische und Revolutionäre so glatt heraus, damit nur Idole eines sogenannten „reinen Deutschtums" übrig bleiben. Gerade die individuellsten und interessantesten Erscheinungen der nationalen Kultur sind hierbei in Gefahr, verkannt oder vergessen zu werden, weil nur diejenigen ihrer Bestandteile noch als wertvoll, als „national" im wahren Sinne gelten, die eine unmittelbare Beziehung und eine praktische Verwendbarkeit für heutige nationalpolitische Aufgaben haben. Es bildet sich eine geistige Schwielenhaut, die gut sein mag zum augenblicklichen Dareinschlagen mit der Faust, aber unfähig macht für feinere Empfindungen und Tätigkeiten. Der einseitig voluntaristische Zug des Nationalismus verringert und

verengert den Schatz der nationalen Gaben und Werte. Das gilt von dem Nationalismus der Alldeutschen genau so wie von dem Nationalismus anderer Völker. Dadurch erhebt sich aber die weitere Frage, ob nicht der Nationalismus, der damit beginnt, die Scheidelinien der Völker schärfer zu ziehen und das eigene Volkstum exklusiver zu gestalten, letzten Endes vielmehr die inneren Unterschiede der Völker ausgleicht. In der Tat gibt es merkwürdige Folgeerscheinungen der nationalistischen Bewegung, die man unter diesem Gesichtspunkte bisher kaum beachtet hat.

Man kann im heutigen Prag aus dem Munde der dort lebenden Deutschen, wenn man von den wirtschaftlichen, technischen und geistigen Leistungen der Tschechen spricht, wohl das Wort hören, es sei in Wahrheit eine deutsche Kultur in tschechischer Sprache, und wenn man die Kampfesmethoden der beiden in Böhmen zusammenlebenden Nationalitäten miteinander vergleicht, so erstaunt man, wie ähnlich sie einander sind. Dieselben Schutz-, Schul- und Sprachvereine, Kindergärten, Studienstipendien, Darlehenskassen usw. hüben und drüben; dieselben agitatorischen Gedanken auch hüben und drüben. Und in der volkstümlichen Unterhaltungsliteratur, die man im Kampfe für Sprache und Volkstum zu verbreiten sucht, wiederum dieselben Motive und Tendenzen hüben und drüben, nur hier in deutscher, dort in slawischer Farbe. Und genau so steht es in Posen zwischen Polen und Deutschen und in den übrigen Kampfesgebieten der Ostmarken. Der Pole in der Provinz Posen ist durch den Kampf mit den Deutschen und durch die modernen Mittel dieses Kampfes dem Deutschen innerlich viel ähnlicher geworden, als er vor 100 Jahren war. Er ist fleißig und sparsam geworden und hat gelernt, sich zu organisieren; er hat von den staatsbildenden Fähigkeiten der Deutschen so viel angenommen, daß er ein eigenes polnisches Gemeinwesen innerhalb des preußischen Staates hat schaffen können. Alle diese inneren Aus- und

Angleichungen zwischen den kämpfenden Nationalitäten haben freilich, wie man sogleich bemerkt, noch andere Ursachen. Man sieht einander die Angriffs- und Verteidigungsmittel ab, so, wie die modernen Heere sie einander absehen und dadurch in Organisation, Bewaffnung und Ausbildung sich so ähnlich werden. Man lernt voneinander um so intensiver, je enger man aneinander sitzt. Auch eine Reihe von ganz unwillkürlichen Ausgleichungen findet statt durch das Zusammenleben innerhalb desselben Staatsverbandes. Herrschende und Beherrschte, die dasselbe Territorium bewohnen, haben zu allen Zeiten Charakterzüge und Sitten voneinander übernommen, und niemals fehlt auch die Blutmischung mit ihren natürlichen Wirkungen. Aber unzweifelhaft tritt zu diesen Faktoren jetzt noch hinzu der spezifische Charakter des modernen Nationalismus, sein voluntaristischer Zug, seine Neigung, alle nationalen Qualitäten zusammenzudrängen zur politischen Selbstbehauptung und Durchsetzung. Die Nationen werden dadurch gewissermaßen in ihrem Wesen uniformiert und militarisiert. Wir haben das innerliche Recht und die ratio dieses Vorganges im vollen Umfange anerkannt, — um so energischer muß man auf die Gefahren, Abwege und Entartungen, die hier drohen, aufmerksam machen. Um es einmal übertrieben zuzuspitzen: Letzten Endes drohen die Kämpfe, die die Nationen zur Behauptung und Ausbreitung ihrer Nationalität gegeneinander führen, den Rivalitäten der Studentenkorporationen zu gleichen, die sich nur durch die Farben der Mützen und Bänder voneinander unterscheiden, im übrigen aber genau demselben Ideal studentischer Schneidigkeit nacheifern. Der Zufall entscheidet, ob der kampflustige Bursch Cherusker oder Markomanne wird. Schon jetzt entscheidet in den nationalen Kampfesgebieten Oesterreich-Ungarns nicht selten der Zufall, ob der Einzelne für die deutsche, slawische oder magyarische Nationalität sich entscheidet. Und die Gedankenwelten, die in dem Hirne des französischen, des italienischen, des deutschen,

englischen und russischen Chauvinisten wohnen, können einander zum Verwechseln ähnlich werden.

Man muß eine verborgene Entwicklungstendenz immer etwas übertreiben, um sie kenntlich zu machen. Gewiß sorgt schon die Natur der Dinge und die Mannigfaltigkeit der in einem Volke gleichzeitig lebenden Kräfte dafür, daß die tieferen Unterschiede der Nationalcharaktere nie ganz verwischt werden können. Gleichzeitig arbeiten aber auch Weltverkehr, Weltwirtschaft und alle Weltmoden von der Kleidung bis zum Sporte daran, diese Unterschiede auszugleichen, bis in vielen Fällen nur noch, wie man einmal gut gesagt hat, „das eingeschmolzene Bronzegesicht des Jockeys" übrig bleibt. Aber die Extreme berühren sich, und auch der Nationalist, der am meisten über den charakterlosen Mischmasch der internationalen Kultur schilt, kann es zum eingeschmolzenen Bronzegesicht bringen.

Es gilt heute wieder einmal, wie schon so oft im Laufe der neueren deutschen Geschichte, eine Synthese zwischen Kultur und Staat, zwischen Geist und Macht zu finden. Eine Antinomie zwischen ihnen wird zwar immer übrig bleiben und nie ganz überwunden werden. Man wird es nicht einmal wünschen dürfen, daß der heilsame Stachel eines ungelösten Zwiespaltes zwischen subjektiven und objektiven Lebensforderungen je ganz aufhöre, denn er kann in der Seele des Einzelnen die größten und fruchtbarsten Wirkungen üben. Selbst in einem Bismarck, dem treuesten Diener seines Staates und Herrn, war ein gehöriges Stück Independentismus verborgen, das er haben mußte, um seine menschliche Größe zu vollenden. Alles geschichtliche Leben ist immer nur ein Hinundher zwischen Antithese und Synthese. Aber das Leben der Staaten und Völker im großen erfordert gebieterisch, jeden tieferen Riß zwischen Staat und Kultur sofort zu überbrücken, schon im eigensten Machtinteresse des Staates. Und gerade der aufgeklärte Staatsmann muß aus Staatsräson Gegner des Nationalismus sein, der die Kultur der Nation verengert und verärmert.

Der Nationalist vergißt, daß ein Volk und Staat die Macht, die so heiß ersehnte, nicht nur durch den herrischen und trotzigen Willen zur Macht erwirbt, daß sie auch aus noch tieferen Quellen stammt. Auch das Unwillkürliche schafft an ihr mit, der ganze Reichtum geistiger und sittlicher Anlagen und Triebe eines Volkes muß sich entfalten, und selbst die ungebundene Freiheit der Denker, Dichter und Künstler, die gar nicht an Staat und Macht denkt, und sogar, auch das wollen wir zugeben, der Verächter des Staates und der Nation, sofern er nur echte Werte der Kultur schafft, hilft die Nation stark und mächtig machen. Kultur kann nicht normalisiert werden und darf nur mit Vorsicht und Schonung in den bewußten Dienst der nationalpolitischen Interessen gestellt werden. Aber sie muß es doch werden, um diesen die höchste Schwungkraft zu geben und um sie zugleich selbst zu einem Kulturwerte zu erheben. Die Weltvölker der Zukunft werden diejenigen sein, die ihre Nationalpolitik und ihre Nationalkultur in einen innigen und doch zugleich ganz freien Bund miteinander zu bringen verstehen, — so wie einst Shakespeare mit dem elisabethanischen England und Goethe und Fichte, der eine wollend, der andere nichtwollend, mit dem Preußen von 1813 zusammenwirkten. Es ringt sich im modernen Völker- und Staatendasein, zwar mühsam und mit wunderlichen Irr- und Umwegen, aber unverkennbar dasselbe Lebensideal an das Licht, das auch dem modernen Einzelmenschen mehr oder minder deutlich vorschwebt. Es handelt sich hier um etwas ganz Unabweisbares, aus der ganzen Konstellation der materiellen zu den geistigen Lebensmächten sich Ergebendes. Wir können und wollen nicht die einen bejahen und die anderen verneinen, sondern wollen sie beide bejahen, wollen heute etwa ganz praktischer Wirtschaftsmensch und morgen empfindender und genießender Kulturmensch sein. Uns fällt ein geschmeidiges und elastisches Hinundher zwischen beiden Sphären, zu dem es mancher moderne Weltmann schon bringt, kaum noch auf.

Was sich heute von romantischen Empfindungen in unserem Geschlechte regt, blickt gar nicht nach rückwärts in sehnsüchtig vermißte Vergangenheit, sondern durchaus nach vorwärts in die von uns mit Bewußtsein zu gestaltende Zukunft hinein. Wir wollen Energie und Aufgeschlossenheit, straffe Einseitigkeit und bewegliche Vielseitigkeit, wie der Moment es eben verlangt, üben und das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden paaren. Wir wissen ganz genau, daß diese Rechnung niemals rein aufgehen wird, und lassen uns doch nicht dadurch abschrecken. Ja, uns lockt diese mächtige Spannung der Seele zwischen Handeln und Schauen, und der gesteigerte Kampf des modernen Menschen mit der Außenwelt schöpft seine beste Kraft aus der Innenwelt. Wir blicken furchtlos in den Abgrund des starren Kausalmechanismus hinab, weil wir eine Welt zu schaffen imstande sind, die dem Kausalmechanismus überlegen ist.

Wir schreiten damit fort auf einem Wege, den schon vor 50 Jahren, an der Schwelle des Zeitalters der Nationalkämpfe und technisch-wirtschaftlichen Umwälzungen, Heinrich v. Treitschke hellsichtig gefunden hat. Es heißt in seinem Aufsatze über die Freiheit: „Es ist eine höchste Blüte feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Mute der Tat die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Notwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Torheit das liebe, traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich tätige und betrachtende Stimmung des Geistes . . . soll einem geistreichen Volke immer als ein Ideal vor Augen stehen."

* * *

Rascher, als wir alle geahnt haben, sind wir nun aufgerufen worden, um uns zu schlagen im Kampfe der Männer

und das Problem des Nationalismus nicht mehr mit dem Gedanken, sondern mit der Tat zu lösen. Zur Ehre der deutschen Nation und mit reinstem Gewissen dürfen wir sagen, daß es nicht der deutsche Nationalismus gewesen ist, der diesen Weltkrieg heraufbeschworen hat. Mit vollem Rechte hat die Thronrede des Kaisers den „zügellosen Nationalismus" der Russen dessen angeklagt. Rußland hat aus panslawistischer Solidarität die stinkende Sache der Serben zu der seinen gemacht und damit Ansprüche erhoben, die jedes friedliche Nebeneinander kultivierter Nationen und Staaten unmöglich machen. Der russische Nationalismus erweist sich jetzt als genau so revolutionär wie die revolutionäre Internationale, denn nur durch die Zertrümmerung der mitteleuropäischen Staatenwelt kann er sein Ziel erreichen; und alles, was wir über die Kulturarmut des Nationalismus überhaupt sagten, trifft auf ihn in verstärktem Grade zu. Der französische Nationalismus wiederum, aus älteren Wurzeln entsprungen und im ganzen französischen Nationalcharakter begründet, opfert, um sein Ziel zu erreichen, blindlings die Interessen der westeuropäischen Kultur, die immer auf Austausch und Wechselwirkung romanischen und germanischen Geistes gingen.

Ganz neue, ungeahnte und hocherfreuliche Erscheinungen aber hat der Ausbruch des Weltkriegs in Oesterreich und Deutschland hervorgerufen. Es ist, als ob das Erdbeben der Zeit die tieferen Strukturverhältnisse hier bloßgelegt hätte. Unter der Oberfläche der nationalistischen Gegensätze hat sich in Oesterreich und Ungarn das feste Gestein des gemeinsamen Staatsgedankens, die Wirkung säkularen Zusammenlebens und der dadurch erzeugten Traditionen und Interessen offenbart. Die Nationalitäten Oesterreichs und Ungarns vertagen ihre Händel gegeneinander und stellen sich entschlossen unter das gemeinsame Banner. Sie geben ihre eigenen Wünsche und Ideale keineswegs preis, aber sie werden von dem mächtigen Instinkte geleitet, daß es jetzt gilt, ihre Pfeile zu einem

unzerbrechlichen Bündel zusammenzulegen. Der föderalistische Ausbau ihres gemeinsamen Staatswesens verspricht ihnen größere Sicherheit, Freiheit der Entfaltung und politische Macht als die Auflösung in nationale Zwergstaaten, die von Rußland abhängig sind. Und Rußlands Herrschaft über sie würde zugleich zu einem Umsturz ihres Kulturlebens führen, vor dem ihnen grauen kann. Wir bemerkten oben, daß Nationalitäten, die miteinander kämpfen auf dem Boden eines sie umschließenden Staatsverbandes, durch dies Zusammenleben ebensowohl wie durch den Kampf gegeneinander sich aneinander abschleifen, sich ähnlicher werden, gemeinsame Charakterzüge annehmen, gemeinsame Kulturgüter erwerben können. Geht diese Entwicklung in günstigem Sinne vor sich, so erwächst eine Staatsnation daraus, innerhalb deren die einzelnen Nationalitäten, wie das Beispiel der Schweiz zeigt, sehr wohl leben und atmen können. Möchte unserem Verbündeten eine solche günstige Entwicklung nunmehr beschieden sein. Für unser Problem aber können wir aus dem, was wir eben erlebt haben, schon eine große Lehre entnehmen. Der Nationalismus hat hier seine Schranke und sein Korrektiv gefunden in der geistigen Macht des Staatsgedankens eines alten, geschichtlich tief gewurzelten, große gemeinsame Kulturgüter umschließenden Staatswesens. Staatsräson im besten Sinne, darf man vielleicht sagen, wirkt wie wohltätiges Eis auf die fliegende Hitze des Nationalismus. Zugleich ist auch das wahre Interesse der Kultur in der Regel bei ihr wohl aufgehoben.

Zeichen und Wunder geschehen. Während Tschechen und Deutsche in Prag sich in die Arme fielen, sang der Simplizissimus kriegerische Reiterlieder und warf das Klischee des albernen Leutnants in den Papierkorb. Tand und Firlefanz wurden eiligst ausgekehrt, und die schlichte Größe des Mannes, der sein Schwert zieht für sein Volk, ging allen Zweiflern und Nörglern, aber auch allen staatsfremden Träumern und

Aeſthetен mit hinreißender Gewalt auf. Vielleicht wird dieſer Krieg zur epochemachenden Lehre werden für alle diejenigen, die eine Kultur abſeits vom Staate treiben wollten. Denn die Erfahrungen, die ſie jetzt machen, müſſen ſie ja nun notwendig in ſich weiter durchdenken und verarbeiten. Vielleicht wird er ebenſo auch zum großen Reinigungsfeuer für alle Anſätze des ſchädlichen Nationalismus, die in unſerem Volke ſich regten, werden. Jene Spielart des Nationalismus bei uns, die ihre Front mit Vorliebe nach innen kehrte und das echte Vaterlandsgefühl für ſich allein gepachtet zu haben glaubte, muß ſich heute ſagen, daß der vaterländiſche Gedanke doch in Wahrheit die Tiefen unſeres Volkslebens erfüllt und in der Stunde der Not mit elementarer Kraft hervorgebrochen iſt. Wir dürfen ihn nicht wieder in die verborgenen Tiefen zurückfließen laſſen, wir müſſen ihm Formen und Wege geben, die zu einer dauernden Nationaliſierung aller Parteien führen. Nur eine edle, menſchliche, von Kultur erfüllte Form des nationalen Gedankens kann dies leiſten. Alles, was wir heute bei uns erleben, drängt dahin, und frohe Hoffnungen für eine höhere Stufe unſeres nationalen Daſeins erfüllen uns. Die größten Mächte unſerer Geſchichte, Luther, Goethe und Bismarck, wollen noch enger als bisher zuſammenrücken. Siegen wir, ſo ſiegt zugleich die nationale Idee in ihrer höchſten Form über den rohen Nationalismus. Das wird die univerſale Bedeutung unſeres Kampfes ſein.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Anzeigen des Cotta'schen Verlages

Friedrich Meinecke:

Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen

1771—1848

Zwei Bände

Mit einem Bildnis in Lichtdruck

Geheftet M. 6.—, in Leinen gebunden M. 8.—

Aus den Besprechungen:

Das „Leben Boyens" ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der deutschen biographischen Literatur des letzten Jahrzehnts, ein Werk gründlicher Forschung, voll geistvoller Gedanken, ausgezeichnet in der Darstellung, voll edler patriotischer Gesinnung und Hingabe an den Gegenstand der Darstellung, nicht zu flüchtigem Genuß geeignet, wohl aber dem Freunde ernster Lektüre, der seinen Blick gern in die Vergangenheit des Vaterlandes richtet, auf das wärmste zu empfehlen.

Vossische Zeitung

Meinecke's „Boyen-Biographie" wird immer eine Zierde der historischen deutschen Literatur bleiben. Preußische Jahrbücher

Stille Helden

Roman von Ida Boy-Ed

6. und 7. Auflage

In vornehmem Leinenband M. 5.—

Das Hohelied des stillen Heldentums, von dem nicht nur unser herrliches Heer, sondern unser ganzes Leben durchdrungen ist, singt Ida Boy-Ed in diesem Buche, das uns kein einseitiges Bild aus dem Offiziersleben vor Augen führt, sondern ein weites Rundgemälde, das alle Stände umfaßt.

Das große Heimweh

Roman von Rudolf Herzog

51.—60. Auflage

In künstlerischem Leinenband M. 6.—

Der gewaltige Sturm der deutschen Selbstbesinnung und des kraftvollen Eintretens für die bedrohte, allen teure Heimat könnte heute nach den Zeugnissen der amerikanisch-deutschen Blätter nicht glühender und wahrer geschildert werden, als dies Herzog schon vor dem Krieg als eine historische Aufgabe des Deutschtums getan hat.

Beobachter, Stuttgart

Der Krieg und die Frauen

Novellen von Thea von Harbou

Neue wohlfeile Ausgabe. (26.—35. Tausend)

Leicht gebunden M. 1.80, in vornehmem Geschenkband M. 3.—

Thea von Harbou —, wenn man ihr Buch gelesen hat, zweifelt man keinen Augenblick mehr daran, daß hier eine bis ins Innerste urdeutsche Frauenseele ihr von glühender Vaterlandsliebe erfülltes Herz enthüllt, um ihren deutschen Schwestern zu zeigen, wie sie sich im Kriege zu verhalten haben.

Propyläen, München

Otto Fürst von Bismarck:

Gedanken und Erinnerungen

Volksausgabe

Zwei Bände. Oktav

Gebunden M. 5.—

Briefe an seine Braut und Gattin. Auswahl

Ausgewählt und mit einem erläuternden Anhange herausgegeben von Eduard von der Hellen

Mit drei Bildnissen

Leicht in Leinen gebunden M. 2.—, in vornehmem Geschenkband M. 3.—

Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71

Mit Titelbild und einem Brief-Faksimile

Gebunden M. 2.80, in Halbfranzband M. 4.50

Bismarck

Eine Biographie von Erich Marcks

Band 1. Bismarcks Jugend. 1815—1848

Verbesserter Neudruck, 16. und 17. Auflage. Mit 2 Bildnissen

In Leinenband M. 9.50,
in Halbpergamentband M. 10.—, in Halbfranzband M. 10.—

Blüchers Briefe

Vervollständigte Sammlung des Generals E. von Colomb.
Herausgegeben von W. von Unger, Generalleutnant z. D.

Mit 3 Bildern und einem Brief-Faksimile

Gebunden M. 5.80

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed

SRLF
INDEFINITE
LOAN

Date: Tue, 26 Mar 91 15:14 PST
To: ECL4BAT
Subject: SRLF PAGING REQUEST

Deliver to : UCSD CENTRAL

Shelving # : A 000 676 556 4

Item Information
Meinecke, Friedrich, 1862-1954
Die deutsche Erhebung von 1914 : Vortra
Item :
ORION # : 0118807SR

Requester Information
Unit : UCSD CENTRAL
Terminal : UCSD CENTRAL

User Information
Name : rivett
Lib card : ug,
Phone :
Address : 0175-u
:
:
:

APR 15 1991

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 676 556 4

ornia
al
y
Unive
So
L